

# Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **67 (2017)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.05.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

*Schweizergeschichte / Histoire suisse*

Kanton Nidwalden (Hg.), **Geschichte des Kantons Nidwalden**, Stans: Historischer Verein Nidwalden, 2014, 2 Bände, 200 und 234 Seiten, 280 Abbildungen, 15 Grafiken, 11 Tabellen und 14 Karten/Pläne.

Die historische Aufarbeitung der kantonalen Geschichte hat sich in den letzten Jahren als ein ausserordentlich fruchtbares Arbeitsfeld der schweizerischen Historiografie erwiesen. Angesichts der notorischen Finanzknappheit der Kantone ist diese Entwicklung keineswegs selbstverständlich. Die jüngsten Kantons geschichten, etwa von St. Gallen, Basel-Landschaft, Schwyz, Graubünden, Bern oder Zürich, haben sich als unverzichtbare Arbeitsinstrumente und Nachschlagewerke in der schweizergeschichtlichen Forschung etabliert. Die hohe Qualität der jüngeren Kantons geschichtsschreibung ist zuweilen das Resultat einer engen Zusammenarbeit von historischen Vereinen, Staatsarchiven und Universitäten. Dieser rege Austausch erweist sich auch im Falle der vorliegenden Nidwaldner Kantons geschichte als äusserst produktiv. Das zweibändige, grafisch ansprechend gestaltete und mit zahlreichen Abbildungen (inklusive aussagekräftiger Bildlegenden) und Grafiken illustrierte Werk zeichnet sich durch eine kritische und methodisch reflektierte Auseinandersetzung mit der Geschichte Nidwaldens von der Urzeit bis in die Gegenwart aus. Der chronologische Aufbau wird dabei durch thematische Kastenbeiträge zu den verschiedensten Themenbereichen aufgelockert. Als didaktisch geglückt erweisen sich zudem die einleitenden Bemerkungen der zuständigen Redaktoren zu Quellenlage, Wissensstand oder laufenden Kontroversen in der Forschung am Beginn und die kurzen informativen Ausführungen zum Forschungsstand am Schluss der jeweiligen Grosskapitel. Die vorliegende Nidwaldner Kantons geschichte schliesst eine historiografische Lücke, da seit den Arbeiten von Joseph Maria Businger, Franz Niklaus Zelger und Aloys Businger um 1800 kein Versuch einer Gesamtdarstellung mehr unternommen wurde.

Band 1 umfasst den Zeitraum von der Urzeit bis 1850. Neben traditionell politikgeschichtlichen Aspekten finden gleichrangig auch sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Fragestellungen Berücksichtigung. Die Darstellung zu Mittelalter und früher Neuzeit gliedert sich – wie auch die Kapitel für das 19. und 20. Jahrhundert – in die thematischen Bereiche «Staat und Politik», «Wirtschaft und Gesellschaft», «Lebensformen und Lebenswelten». Durch dieses Vorgehen werden systematisch auch sehr lebensnahe Fragen beantwortet, die über das historische Fachpublikum hinaus von Interesse sein dürften: Von was haben die Menschen gelebt? Wo und wie haben sie gewohnt? Was haben sie gegessen? Was haben sie gearbeitet? An was haben sie geglaubt? Welche Strategien haben sie in Bezug auf die Bewältigung von Krisen (Dürre, Erdbeben, Feuer etc.) entwickelt? Dem oft angespannten politischen Verhältnis Nidwaldens zur Eidgenossenschaft wird ebenfalls genügend Raum geboten, um der Meistererzählung der Nationalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts gut informiert entgegenzutreten. Die Aus-

führungen der Autorinnen und Autoren zeigen sehr schön, wie wenig wir etwa über die sogenannte «Gründungszeit» um 1300 tatsächlich wissen, und die Tatsache, dass Nidwalden mit Gewalt 1815 in den neuen Staatenbund und 1847/48 in den Bundesstaat gezwungen werden musste, verdeutlicht exemplarisch, wie schief die von der liberalen Historiografie linear gezeichnete Erfolgsgeschichte 1291/1848 ist. Als Mythen identifiziert und dekonstruiert werden ausserdem die Befreiungstradition und die für die Nidwaldner Frühgeschichte prägende Heldenfigur Arnold Winkelried, ohne allerdings die Bedeutung dieser beiden Erzählungen für die gesellschaftliche Kohäsion in Nidwalden und in der Eidgenossenschaft zu ignorieren. Entsprechend nüchtern wird auch das Nidwaldner Kollektivtrauma schlechthin, der «Franzosenüberfall» von 1798, verhandelt. Insgesamt zeichnet dieser erste Band ein Bild von einem Kanton, der in Anbetracht seiner Kleinheit, seiner geringen Einwohnerzahl und seiner bescheidenen ökonomischen Mittel über vergleichsweise viel Macht verfügte (Gemeine Herrschaften) und durch Handel, Konfession und Solddienst formal (Bünde, Soldallianzen) und informell durch die persönlichen Beziehungsnetze seiner Eliten (z.B. Melchior Lussi) eng mit dem eidgenössischen und europäischen Umfeld verflochten war.

Band 2 nimmt die dynamische Zeit von 1850 bis in die Gegenwart in den Blick. Die beharrenden Kräfte des Kantons setzten sich auch nach 1848 gegen eine fortschreitende Integration in den Schweizerischen Bundesstaat zur Wehr. Diesen blieb angesichts der herrschenden Kräfteverhältnisse jedoch nichts anderes übrig, als die neuen politischen Gegebenheiten zu akzeptieren und die Integration in den Bundesstaat zu erdulden (Bd. 2, S. 10). Gleichzeitig sah sich das katholisch-konservative, bäuerlich geprägte Milieu Nidwaldens mit dynamischen Entwicklungen im Bereich der Politik (liberale Freiheitsrechte), der Wirtschaft (Industrie, Tourismus) und der Technik (Elektrizität, Eisenbahn, Automobil, Telefon) konfrontiert. Globale Katastrophen wie die beiden Weltkriege schlugen auch in Nidwalden als wirtschaftliche, soziale und politische Krisenzeiten voll durch. Dieser stete Widerstreit zwischen Wandel und Beharren, Innovation und Tradition, Öffnung und Isolation prägt die Befindlichkeit des Kantons bis in die Gegenwart. Gleichwohl wussten die Nidwaldner die Chancen der Modernisierung in den Bereichen Wirtschaft und Verkehr erfolgreich zu nutzen. Der strukturschwache Kanton entwickelte sich zum attraktiven Wohn- und Arbeitsort und wurde zum Nettozahler im schweizerischen Finanzausgleich. Die Folgen dieser wirtschaftlichen und politischen Öffnung und des damit verbundenen Wachstums zogen indessen neue Herausforderungen (Siedlungspolitik, Verkehrspolitik, Sozialpolitik, Umweltschutz) nach sich, welche sich aktuell auf die politische Befindlichkeit im Kanton niederschlagen. Der Ruf nach Abschottung wird auch am Ufer des Vierwaldstättersees lauter.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass die vorliegende Publikation rundum glücklich ist. Besonders positiv hervorzuheben ist dabei, dass komplexe Zusammenhänge und Ereignisse auf dem Stand der aktuellen Forschung in einer leicht verständlichen Sprache präsentiert werden. Der Nidwaldner Kantonsgeschichte ist deshalb eine grosse Leserschaft auch ausserhalb des Fachpublikums zu wünschen. Gleichwohl bietet die Publikation für die professionelle Historikerkunft ein nützliches Arbeitsinstrument. Besonders erfreulich sind in diesem Zusammenhang die praktische Platzierung der Fussnoten auf der jeweiligen Seite, die ausführliche Bibliografie und die fundierten Bemerkungen zum Forschungsstand. Schmerzlich vermisst wird einzig ein Register.

*Philippe Rogger, Bern*

Josef Ackermann, Ursus Brunold, **Mönche – Nonnen – Amtsträger. Ein biografisches Handbuch zum Kloster St. Johann in Müstair (8. bis 21. Jahrhundert)**, Chur: Kommissionsverlag Desertina, 2014 (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, Bd. 31), 415 Seiten, 55 farbige Abbildungen, Tabellen, Grafiken.

Der Band unternimmt es, die geistlichen Personen, die seit dem 8. Jahrhundert der Klostersgemeinschaft von Müstair angehörten, sowie deren geistliche und weltliche Amtsträger zu verzeichnen. Nach ausführlicher Darlegung über Quellen und Literatur werden in der Einleitung die einzelnen Personengruppen, deren Mitglieder erfasst werden, aufgezählt. Es folgt ein Überblick über die Klostergeschichte. Es wird die Gründung und Frühgeschichte als Männerkloster (8. bis 11. Jahrhundert) geschildert, dann die Errichtung eines Frauenklosters durch die Bischöfe von Chur als Abtei von Benediktinerinnen (seit dem 12. Jahrhundert). Insbesondere wird über die Entwicklung der Bauten und die Ausgestaltung von Kirche und Klosteranlage sowie über die Geschichte der Kastvogtei berichtet. Diese war im 14. und 15. Jahrhundert in die Konflikte um den territorialen Landesausbau verwickelt und brachte das Kloster in grosse Schwierigkeiten. Dem Übergang der Vogtei an die Herzöge von Österreich 1421 folgte ein Aufschwung des Klosters. Doch ungünstige politische Entwicklungen (Schwabenkrieg, Reformation) bedrohten seine Existenz. Erst im Laufe des 17. Jahrhunderts konsolidierte sich die Lage wieder und der Konvent erstarkte personell. Die politischen Umbrüche um 1800, der Übergang der Kastvogtei an die Drei Bünde und die daraus folgenden finanziellen Einbussen veranlassten den Bischof von Chur, das Kloster in ein Priorat umzuwandeln und seine Verwaltung einem von ihm ernannten Administrator zu unterstellen. Aufhebungsbestrebungen zugunsten des katholischen Schulwesens wurden 1828 durch Absprachen über den Weiterbestand des Klosters zwischen Bischof und Grosse Rat des Kantons Graubünden abgewendet. Das Kloster war fortan zur Führung der Mädchenschule der Gemeinde Müstair verpflichtet. Der Konvent erholte sich personell und zählte zwischen 20 und 30 Mitglieder, Ende des 20. Jahrhunderts nahm er auf 10 Personen ab.

Es folgen die prosopographischen Hauptteile des Handbuches. Seit dem 8. Jahrhundert werden insgesamt 571 Personen verzeichnet. Davon betreffen 93 die Namen der Äbte und Mönche des frühmittelalterlichen Klosters *Tuberis*, dessen Klosterlisten in den Verbrüderungsbüchern von Reichenau, St. Gallen und Pfäfers enthalten sind und entsprechend ins frühe, mittlere und späte 9. Jahrhundert datiert werden. Da aus den folgenden 200 Jahren schriftliche Quellen zur Klostergeschichte fehlen, lässt sich weder das Ende des Männerklosters noch die Umwandlung in ein Frauenkloster zeitlich genauer einordnen. Für den Zeitraum ab Ende des 12. Jahrhunderts werden die Nonnen und Amtsträger des Frauenklosters, insgesamt 478 Personen, davon 271 Klosterfrauen und 207 Amtsträger, aufgeführt. Anders als im Frühmittelalter werden fortan die Personen in einer Abfolge von Kurzbiographien verzeichnet, zuerst die Klosterfrauen, unterteilt in Äbtissinnen (32), Priorinnen als Vorsteherinnen (20) und Konventualinnen (221). Bis Ende des 15. Jahrhunderts lassen sich die Amtszeiten der Äbtissinnen wie auch die Konventszugehörigkeit der Nonnen meist nur durch urkundliche Nennungen belegen. Für die Jahre 1409, 1469 und 1475 sind Urkunden mit Mitgliederlisten des Konvents überliefert. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts können Äbtissinnenwahlen, Profess wie auch Todesdaten häufiger belegt werden. Seit



dem 17. Jahrhundert enthalten die Kurzbiographien Angaben zu Eltern, Familie, Geburts- und Taufdatum, Klostereintritt, Profess, Klosterämtern, zur Teilnahme an Wahlen, zum Todesdatum und Begräbnis.

Nach den Klosterfrauen folgen die Listen der männlichen Amtsträger des Klosters: Spirituale, Pröpste beziehungsweise Administratoren, zuletzt die Kastvögte. Zu gewissen Zeiten werden das Amt des Spirituals und des Propstes in Personalunion ausgeübt, von 86 Pröpsten haben 24 gleichzeitig als Spirituale geamtet. Spirituale waren oft Weltgeistliche oder Ordensgeistliche, welche zugleich die Pfarrei Müstair versahen. Über längere Zeit nahmen Benediktiner von Mariaberg und von Disentis das Amt des Spirituals wahr.

Den biographischen Listen folgen ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnisse. Die Biographien weisen jeweils einen aussergewöhnlich präzisen Anmerkungsapparat auf, dessen Angaben zumeist leicht unter den Quellen aufzufinden sind. Zu bedauern ist, dass zentrale prosopographische Quellen, wie der Klosternekrolog oder das Sterberegister Müstair, die in zahlreichen Biographien genannt werden, unter den ungedruckten Quellen nicht explizit ausgewiesen werden.

Drei Anhänge bilden mit dem ausführlichen Orts- und Personenregister den Abschluss des Bandes. Neben dem Verzeichnis des privaten Bücherbesitzes von 35 Nonnen (17. bis 19. Jahrhundert) in der Klosterbibliothek und der Tabelle zur geographischen Herkunft der Nonnen von 1597 bis 2014 ist besonders hervorzuheben, dass in Anhang 1 16 Konventsverzeichnisse ediert sind, die für den Zeitraum von 1409 bis 1849 überliefert sind. Neben Aufzählungen der Nonnen in Lebensurkunden oder in Wahl- und Visitationsakten aus dem Klosterarchiv Müstair oder dem bischöflichen Archiv Chur, ist ein Verzeichnis der Mitglieder des Klosters Müstair von 1724 im Klosterarchiv Säben überliefert. Anlass dafür ist die Gebetsverbrüderung, welche die beiden Klöster 1725 eingingen, wodurch in anderer Zeit die Tradition der Mönche des frühmittelalterlichen Klosters, die mit Reichenau, St. Gallen und Pfäfers verbrüder waren, wieder belebt wurde.

*Elsanne Gilomen-Schenkel, Arlesheim*

**Philip Grace, *Affectionate Authorities. Fathers and Fatherly Roles in Late Medieval Basel*, Burlington: Ashgate, 2015, 186 Seiten.**

Die Studie von Philip Grace widmet sich der historischen Analyse von Vätern im Spätmittelalter oder besser von Vaterrollen und -figuren um 1500. Seinen Gegenstand untersucht er im Sinne einer exemplarisch-repräsentativen Fallstudie für das spätmittelalterliche Basel. Auf Basis eines klug zusammengestellten Quellenkorpus gelingt ihm eine Darstellung, in der antike und christliche Diskurstraditionen nicht nur eng verwoben sind mit sozialen Beziehungsmustern, sondern in der die Wechselwirkung von Diskurs und sozialer Praxis als Rahmung für Vorstellung, Verständnis und Deutung vielfältiger Vaterrollen zum eigentlichen Protagonisten der Studie avanciert.

Der von Grace gewählte Ansatz und Zugang wäre ohne die Genderforschung nicht denkbar. Analog zum «sozialen Geschlecht» postuliert er ein Verständnis der Vaterrollen weit über deren biologische «Bestimmung» hinaus und verfolgt die Spuren der von Gesellschaft und Kultur geprägten Väter in einer spätmittelalterlichen Stadt. Zugleich verweist Grace darauf, dass für die Analyse «historischer Väter» die Rede vom Patriarchat zu kurz greife; der Begriff wird in einer

unüberschaubaren Breite von Bedeutungen verwendet und ist für eine historische Untersuchung analytisch kaum trennscharf einsetzbar, zumal er durch moderne Ideologien hochgradig aufgeladen ist. In seinem eigenen Ansatz folgt Grace weniger einer Theorie – vielmehr versucht er, die diskursiven und sozialen Handlungsfelder auszumachen, in denen Vaterfiguren im Spätmittelalter wirksam wurden. Mehrere solche Felder, nach denen die Studie gegliedert ist, bestimmt Grace, wobei er dabei dennoch von einer theoretischen Prämisse ausgeht, die gewissermassen als Koordinatennetz hinterlegt ist und die den Beziehungsraum zwischen Vätern und ihren Kindern – Söhne und Töchter gilt es (wenig überraschend) deutlich zu unterscheiden – determiniert: Eine Achse dieses Koordinatennetzes, so Grace, wird bestimmt durch die Hierarchie von Vater-Kind-Beziehungen, die andere durch die darin liegenden Affekte.

Vor diesem Hintergrund breitet Grace seine Quellen aus, die humanistische Traktatliteratur ebenso umfassen wie Familienkorrespondenz beziehungsweise Briefe von Vätern an und über ihre Kinder. Er berücksichtigt dabei sowohl die «internationale» Literatur wie etwa Albertis Traktat *Della famiglia* als auch Angehörige des oberrheinischen Humanismus: Texte von Sebastian Brant, Erasmus von Rotterdam, Jakob Wimpfeling werden ebenso ausführlich untersucht wie die Briefe des Johannes Amerbach an seine Söhne und seine Frau Barbara. Entscheidend für die Studie ist aber, dass ihr Autor diese Texte, die vor allem einen idealtypischen Einblick in die moralische und pädagogische Befindlichkeit städtischer Eliten bieten, um Bestände aus der Zivilgerichtsbarkeit ergänzt, die in Basel besonders reich überliefert sind. Grace konzentriert sich dabei in erster Linie auf die Kundschaften, das heisst Zeugenaussagen laufender Gerichtsfälle, die meist reichhaltiger sind als etwa Urteilsbücher und in denen besagte Zeugen «Geschichten» erzählen. Da Grace diese Quellen «gegen den Strich», das heisst gegen die Erwartung und Intention sowohl derjenigen, die die Aussagen machen, wie derjenigen, die sie schriftlich fixieren, liest, also nicht nach wahren oder falschen Aussagen sucht, umschifft er die von der Kriminalitätsforschung betonten Herausforderungen, die mit der Analyse dieser Quellen einhergehen, und eröffnet Blicke auf das Selbstverständnis, die Vorstellung, aber auch Abweichungen von Vätern und ihren sozialen Rollen.

Grace' Umgang mit den Quellen überzeugt, weil er sie nicht schematisch in Theorie und Praxis scheidet, sondern sie als verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten geteilter Diskurs- und Denkfelder versteht. In den Kundschaften sieht er gewissermassen die Basis, auf der die Bildung und Verwendung von Vaterdiskursen und -metaphern fusst, zugleich schlägt sich diese in humanistischen Traktaten und Briefen geführte Rede aber in den Normen, die vor Gericht verhandelt werden, ihrerseits deutlich nieder. Das ist konzeptionell überzeugend und zugleich quellennah präsentiert.

Die wichtigste zeitgenössische Erwartung (Kap. 3) bildet die Pflicht eines Vaters, seine Kinder zu versorgen – häufig genug nur mit dem Nötigsten: Nahrung und Kleidung. Entsprechend verbinden sich – gerade in der spätmittelalterlichen Stadt – mit dieser ersten Vaterpflicht Debatten um Armut, Fürsorge und Kindspflege beziehungsweise der Rolle, welche die städtische Obrigkeit darin zu übernehmen hat. Das ist deswegen für das Thema erhellend, weil sehr deutlich wird, dass die Frage eigentlich nicht lautet «was ein Vater ist», sondern «was er tut»; anders formuliert: Nach spätmittelalterlichem Verständnis wird zum Vater, wer sich wie ein solcher verhält. Dies berührt aber nicht nur soziale Phänomene, sondern

wirkt sich auch auf Recht, Politik und Ökonomie aus, etwa wenn aus Kindspflege Erbensprüche (Kap. 4) erwachsen und von der Obrigkeit gegenüber leiblichen Kindern verteidigt werden. Gegenüber einem sozial und kulturell geprägten Rollenverständnis treten der biologische Vater und Blutsverwandtschaft in ihrer Bedeutung deutlich zurück; eine Vielzahl von unterschiedlichen Rollen und Funktionen substituieren sie in verschiedenen Bereichen.

An den Praktiken des transgenerationellen Transfers lassen sich aber auch die deutlichen Unterschiede in der Beziehung zu Söhnen und Töchtern ausmachen, die auch die Bereiche der Bildung (Kap. 5) und der Moral (Kap. 6) kennzeichnen, die Philip Grace in seiner Studie ebenfalls ausführlich behandelt.

Der Fokus, den Grace auf die Väter richtet, nimmt somit die ganze Gesellschaft in den Blick; dabei verliert die Studie den roten Faden nicht. Vielmehr zeigt ihr Autor auf, dass Vaterrollen vielfältig wirksam wurden und dass der Diskurs über Rollen und Pflichten von Vätern einen Raum konturierte, der weit weniger von Eindeutigkeiten geprägt war, als dass er vielfältig gestaltbar war. Die Analyse seiner Quellen weist aber nicht nur Aussagewert für Basel auf; es gelingt Philip Grace immer wieder, seine Beobachtungen und Befunde an die internationale Forschung anzuschliessen und damit eine aussagekräftige und repräsentative Fallstudie vorzulegen.

Während konzeptioneller Zugang, Quellenanalyse und deren Darstellung weitgehend überzeugen, hat das Buch jedoch auch seine Schwächen. Diese beziehen sich vor allem auf den historisch-politischen Kontext zu Basel um 1500 (S. 17f.), der in seiner Darstellung zu sehr der älteren Literatur folgt. Entsprechend dem von Wackernagel geprägten Paradigma fehlt etwa der Bischof als politischer Akteur und der Klerus als Teil der städtischen Gesellschaft vollständig, obwohl die Arbeiten von Sieber-Lehmann, Fouquet und anderen hierüber längst ein weit differenzierteres Bild geliefert haben. Noch überraschender ist jedoch das Fehlen wichtiger Forschungsliteratur (Burghartz, Signori, Simon-Muscheid), die unterschiedliche Bereiche der von Grace behandelten Thematik eng berührt. Die fehlende Rezeption dieser Forschung irritiert, weil die Studie von Grace ansonsten einen ebenso vielschichtigen wie interessanten Beitrag liefert, der zudem weitgehend angenehm zu lesen ist.

*Lucas Burkart, Universität Basel*

Reinhard Bodenmann, Alexandra Kess, Judith Steiniger (Hg.), **Heinrich Bullinger. Briefe von Januar bis Mai 1546**, Zürich: TVZ-Verlag, 2014 (Heinrich Bullinger Werke, Bd. 16), 443 Seiten.

Seit dem Jahr 1973 erscheinen die Bände der *Heinrich Bullinger-Briefwechsel-edition*, die eine der bedeutendsten und vielfältigsten Quellensammlungen für die Geistes-, Sozial-, Kultur und Mentalitätsgeschichte des 16. Jahrhunderts darstellt. Ziel ist es, den gesamten noch erhaltenen Briefwechsel Bullingers, also rund 12'000 Briefe, der Forschung zugänglich zu machen, sei es durch eine historisch-kritische Edition der bislang nicht edierten Briefe oder durch die Wiedergabe von ausführlichen Zusammenfassungen von bereits in befriedigender Weise veröffentlichten Briefen. Mit Band 16 von Bullingers Briefwechsel werden die Briefe Nr. 2318 bis 2451 publiziert. Das monumentale Editionsprojekt wird vom *Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte* an der Universität Zürich verantwortet und vom *Schweizerischen Nationalfonds* sowie von der *Zürcher Landeskirche* finanziert.

Der Rezensent muss eingestehen, dass die Rezension von Band 16 zu spät erfolgt, dies aber seine Gründe hat: Während bereits Band 15 (Briefe des Jahres 1545) um ein Vielfaches umfangreicher als die vorangehenden Bände ist, nämlich 259 Briefe beinhaltet, umfasst die Korrespondenz Bullingers aus dem Jahr 1546 deren 420. Ursprünglich war vorgesehen, die Briefe des ganzen Jahres 1546 in einer Rezension zu würdigen, doch hätte sich dann die Vorstellung des ersten Bandes zu diesem Jahr zu sehr verzögert. Unterdessen ist Band 17, der die Briefe von Juni bis September 1546 umfasst, erschienen, und Band 18 (Oktober bis Dezember 1546) befindet sich kurz vor der Publikation. Dies zeigt freilich auf, mit welcher grossen Zielstrebigkeit, Konsequenz und Nachhaltigkeit die Bearbeiter die Edition besorgen.

Im vorliegenden Band 16 werden von den 420 Briefen deren 134 ediert beziehungsweise mit ausführlichen Zusammenfassungen (22 Briefe) gedruckt. Verdankenswerterweise werden gelegentlich auch Briefe ediert, die zwar bereits einmal veröffentlicht wurden, heute jedoch nur sehr schwer zugänglich sind, oder deren Bedeutung aufgrund der behandelten Thematik einzigartig ist, so zum Beispiel ein Brief des der Heterodoxie verdächtigten Basler Professors Martin Borrhaus, der zuletzt vor 272 Jahren veröffentlicht wurde (Nr. 2329). Dieser Brief ist darum bemerkenswert, weil er Hinweise über Borrhaus' «Haltung» zu Schwenkfeld gibt. Darin ermutigte nämlich Borrhaus Bullinger, die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, «dass Schwenkfeld vielleicht genauso wie Bullinger ein von Gott begabter Mensch sei» (S. 37).

Konzeptionell folgt Band 16 dem bewährten Muster der Edition: In der ausführlichen Einleitung führt Bodenmann in die Themenfelder und Hintergründe ein und beleuchtet zudem die wichtigsten Korrespondenten und Personen in ihren Kommunikationsbeziehungen. Die Einleitung wäre eigentlich in einer gesonderten Rezension zu würdigen, denn die Fülle an Informationen ist beeindruckend und lässt den geneigten Leser an der historischen Hintergrundarbeit der Bearbeiter teilhaben (S. 11–46). Darauf folgt das nützliche Abkürzungsverzeichnis (S. 47–58). Den Hauptteil bildet die Edition mit dem Anmerkungsapparat, der sich an den bisherigen Gepflogenheiten orientiert (S. 59–418). Was die Zusammenfassungen der Briefe betrifft, ist festzuhalten, dass deren Stellenwert von Jahr zu Jahr steigt, da die Anzahl der Forscher, die heute noch die Möglichkeit haben, lateinische oder frühneuhochdeutsche Quellen zu lesen, stetig abnimmt. Welche immense Arbeit dahinter steht, illustrieren die Zusammenfassungen, die mehrere (!) Seiten umfassen (z.B. Nr. 2336, 2342, 2401 etc.). Das viele Feinheiten der Edition erschliessende Register (S. 419–443) ist sehr ausführlich gehalten, so können auch Druckschriften oder mehrfach behandelte Themen (z.B. Buchmesse in Frankfurt a.M.) gefunden werden.

Von den 134 Briefen waren deren 82 bislang ungedruckt, sind also der Forschung erstmals in einer Edition zugänglich. Darunter befinden sich nicht nur bislang unbekannte Briefe (z.B. mit Joachim Vadian, Nr. 2400, 2411, 2425), sondern auch solche, die unser Wissen über das Korrespondentennetz Bullingers vertiefen, weil deren Verfasser als Korrespondenten Bullingers bislang kaum bekannt waren. Die Vorstellung dieser neuen Korrespondenten bestätigt zudem unser bisheriges Wissen über Bullingers «Kirchenpolitik», in der Buchgeschenke ein nicht zu vernachlässigender Faktor waren. So sandte Bullinger beispielsweise dem in Rottweil neu ernannten Pfarrer Johann Werner Wiga seinen Markuskommentar (1545) zu (vgl. Nr. 2334).



In den ersten Monaten des Jahres 1546 ist der geographische Kreis von Bullingers Korrespondenzen vorübergehend weniger gross als in den vorangehenden Jahren – so finden sich beispielsweise keine Briefe aus Ungarn, Mähren, Holland oder Italien. Von den 134 Briefen wurden deren 66 zwischen Zürich und dem Gebiet des heutigen Deutschlands (vor allem Oberdeutschland) ausgetauscht sowie deren 14 zwischen Zürich und dem Gebiet des heutigen Frankreichs. Die restlichen 54 Briefe sind im Rahmen von Kontakten innerhalb der Eidgenossenschaft inklusive der zugewandten Orte (St. Gallen, Graubünden, Untertanengebiete im Aargau) entstanden. Dabei sind die Kontakte mit Basel, der damaligen Schaltstelle für den Wissenstransfer, gefestigt worden, ja die Quantität des Briefaustauschs mit Basel hat im Vergleich mit 1545 zugenommen.

Von den 134 Briefen stammen deren 28 aus der Feder Bullingers. Teilweise handelt es sich um Kopien von Briefen, die Bullinger aufgrund ihrer Wichtigkeit anfertigen liess, darunter auch der wichtige, nach Luthers Tod verfasste Brief an Philipp Melanchthon (Nr. 2404). Die Briefe Bullingers lassen zudem seine Person differenzierter beurteilen. Daraus geht unter anderem klar hervor, dass Bullinger weder, wie etwa Bucer, als «Apostel der Einheit» (S. 20) noch – und darin ist Büsser zu korrigieren – als «ökumenischer Patriarch» beurteilt werden darf. Wir dürfen darum darauf gespannt sein, ob in den nachfolgenden Bänden des Bullinger-Briefwechsels weiteres Material zu dieser Frage ans Licht kommt.

Naturgemäss enthalten Briefe wichtige bio-bibliographische Informationen. Freilich können im Rahmen einer Rezension diese vielen wertvollen Hinweise nicht angemessen gewürdigt werden. Einige Beispiele seien immerhin erwähnt: So erfahren wir, dass Konrad Gessner aus Augsburg griechische Handschriften borgen konnte (Nr. 2403), in einem Brief der Churer Schulaufseher werden wertvolle Details zu den Studien von Paulus Blasius, Sohn des Churer Reformators Johannes Blasius, erwähnt (Nr. 2430), oder der Hofrat der siebenbürgischen Königin Isabella, Antun Vrančić, ist in Zürich auf der Durchreise bezeugt (Nr. 2431).

Die exemplarischen Rosinen aus dem Briefwechsel von Januar bis Mai 1546 sollen nicht nur jeden Historiker, der sich mit dem 16. Jahrhundert beschäftigt, dazu ermutigen, den Schatz des Bullinger-Briefwechsels zu entdecken, sondern auch untrüglicher Beleg der Qualität des vorliegenden Bandes sein.

*Jan-Andrea Bernhard, Castrisch*

Reto Furter, Anne-Lise Head-König, Luigi Lorenzetti (Hg.), **Des manufactures aux fabriques – Von der Manufaktur zur Fabrik. Les transformations industrielles, XVIII<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècles – Industrieller Wandel, 18.–20. Jahrhundert**, Zürich: Chronos Verlag, 2015 (Histoire des Alpes – Storia delle Alpi – Geschichte der Alpen, Bd. 20), 232 Seiten, 7 Tabellen, 2 Grafiken, 5 Karten, 3 Abbildungen.

Der 20. Band der länderübergreifenden Zeitschrift zur Geschichte der Alpen enthält mehr, als der Titel vermuten lässt. Neben einem Nachruf auf den viel zu früh verstorbenen Innsbrucker Mediävisten Klaus Brandstätter, Vorstandsmitglied der *Internationalen Gesellschaft für historische Alpenforschung*, und einem Rückblick auf die ersten zwanzig Jahre der Zeitschrift aus der Feder ihres Präsidenten, Luca Mocarelli, finden sich darin nicht nur vier Aufsätze zur frühen Industrialisierung, sondern darüber hinaus auch fünf Beiträge zur ländlichen Entwicklung des alpinen Raumes zwischen dem 16. und dem 20. Jahrhundert. Aus



den einen wie den anderen wird klar, dass sich wirtschaftliche Entwicklung weit mehr aus lokalen und regionalen Bedingungen als aus der jeweiligen politisch-nationalen Zugehörigkeit eines Gebietes erklären lässt.

So verweist Anne-Lise Head-König auf die grossen Unterschiede, die in der Industrialisierung der alpinen und der voralpinen Kantone der Schweiz zu beobachten sind. Grund für diese Diskrepanzen waren die jeweilige Ausstattung mit Rohstoffen und Arbeitskräften, die internationale Konkurrenz samt Nachfrageschwankungen oder die unterschiedliche gewerbliche Tradition. Dies führte dazu, dass um 1901 etwa in Glarus rund 23 % aller Erwerbstätigen Fabrikarbeiter waren, im Wallis dagegen nur knapp 1 %. Auch in den französischen Alpen lässt sich gemäss Pierre Judet trotz mancher Gemeinsamkeiten kein klares Industrialisierungsmuster erkennen. Stattdessen ist als Folge unterschiedlicher Antworten auf die entstehenden Chancen und Herausforderungen eine grosse Vielfalt auszumachen, wobei insgesamt – wie in anderen alpinen Regionen – der Stromerzeugung aus Wasserkraft eine grosse Bedeutung zukam. Dass es – wie Hrvoje Ratkajec für den slowenischen Alpenraum zeigen konnte – nach dem Niedergang des protoindustriellen Bergbaus einschliesslich Metallherzeugung und -verarbeitung in manchen Regionen zu einer Reagrarisierung, in anderen dagegen zur Entstehung neuer Industriezweige wie etwa der Textilindustrie kam, war ein auch anderswo, und zwar innerhalb wie ausserhalb der Alpen zu beobachtendes Phänomen. Gross war auch die Vielfalt der Firmen, was ihre Organisationsform und Grösse, und der Unternehmer, was ihre regionale und soziale Herkunft anlangt, wobei den Städten und grösseren Siedlungen nicht nur in den von Luigi Trezzi untersuchten italienischen Alpen eine besondere Bedeutung zukam.

Auch die ländliche Wirtschaft der Vormoderne gestaltete sich trotz vieler Berührungspunkte überaus vielfältig. Dies gilt etwa für die Rolle der Gemeinden, die Umwandlung der Eigentumsrechte oder die Einschränkung von Gemeingütern, die neben anderem von Andrea Bonoldi und Alessio Fornasin in einer vergleichenden Untersuchung von Friaul und Tirol analysiert werden. Gemeinsam war dagegen fast allen Regionen, dass für viele bäuerliche Familien eine nicht-landwirtschaftliche Erwerbstätigkeit – einschliesslich saisonaler Auswanderung – entweder aufgrund unzureichender Ausstattung mit nutzbarem Land zum Überleben notwendig war oder eine willkommene Aufbesserung ihres landwirtschaftlichen Einkommens darstellte. Diese weit verbreitete, ländliche Mischökonomie wird von Aleksander Panjek am Beispiel des alpinen Slowenien als integrierte Bauernwirtschaft, von Paolo Tedeschi hingegen in seiner Untersuchung der lombardischen Alpentäler als Pluriaktivität bezeichnet. Letzterer zeigt auch, wie zunehmend schwierig es im 19. Jahrhundert angesichts wachsender Konkurrenz von aussen wurde, die traditionellen Nebenerwerbsmöglichkeiten aufrecht zu erhalten. Dies führte in vielen Tälern zu dauerhafter Abwanderung, der in anderen Bergregionen mit der Entwicklung neuer, qualitativ hochwertiger und durchaus auch industrieller Nischenproduktionen begegnet werden konnte. Ebenfalls in der Lombardei fand im Zuge des Strukturwandels eine Spezialisierung auf ein bestimmtes landwirtschaftliches Produkt statt, wie etwa im Fall der von Claudio Besana und Andrea Maria Locatelli untersuchten Käseproduktion, die speziell von den in der Transhumanz erfahrenen Viehbauern aus der Gegend von Lecco, Bergamo und Brescia betrieben wurde und mit dem Gorgonzola aus der Valsassina überregionale Berühmtheit erlangte.

Die geschilderte Vielfalt derartiger regionaler Mikrostudien zum ländlichen Raum wird auch von Werner Drobisch in seinem Überblick über die jüngere Agrargeschichtsforschung in Österreich angesprochen. Sie überwiegen gegenüber nationalen Gesamtdarstellungen, die vielfach noch fehlen, jedoch angesichts der oben angesprochenen Teilstudien fällig erscheinen. Eine solche Studie könnte den Versuch unternehmen, in einer vergleichenden Gesamtschau die vielfältigen Strategien darzustellen, mit denen die Menschen in den Alpen auf die sich ergebenden Chancen und Herausforderungen reagierten. Möglicherweise ist jedoch die Zeit für ein solches Unternehmen noch nicht reif, da es dafür weiterer Regionalstudien von der Art der im vorliegenden Band enthaltenen Beiträge bedarf.

*Franz Mathis, Axams*

Thomas Baumann, **Das helvetische Parlament. Parlamentarismus im Lichte des Gegensatzes zwischen aufgeklärter Bildungselite und revolutionären Patrioten**, Genève: Slatkine, 2013, 211 Seiten.

Rolle und Bedeutung der Helvetischen Periode und der darauffolgenden Umwälzungen sind in der Schweizer Geschichte noch immer umstritten. Einmal ist offen, ob die Umwälzungen der Helvetischen Revolution als vornehmlich endogen oder exogen verursacht beurteilt werden: Einer exogenen Begründung hinge sozusagen der Makel des Imports oder gar der französischen Kolonialisierung an, die endogene Erklärung allein vermag allerdings auch nicht recht zu überzeugen – zu schwach scheinen die inneren Reformkräfte gewesen zu sein. Dann ist ideengeschichtlich umstritten, woher die staatsrechtlichen Einflüsse kamen – während bei der Helvetischen Verfassung die französische Herkunft ja noch einigermaßen plausibel erscheint, sind die Einflüsse bei den Regenerationsverfassungen umso umstrittener. Und drittens ist die Frage des Einflusses der Helvetischen Periode auf die nachmaligen erfolgreichen Umwälzungen der Regeneration und des Bundesstaates strittig, da viele die Bedeutung der Helvetik abschwächen, um mit deren Kinderkrankheiten – Kinderkrankheiten des Liberalismus – nicht dessen nachmalig erfolgreiche Durchsetzung zu infizieren. Vor allem der letzte Kritikpunkt wirkte in der Phase der liberalen Geschichtsschreibung Ende des 19. Jahrhunderts polarisierend: Die einen schätzten die Helvetische Epoche als Mutter der erfolgreichen liberalen Bewegung hoch und andere vernachlässigten diese Frage, um eben die Infektionsgefahr klein zu halten. Die konservative Geschichtsschreibung interessierte sich für die Helvetik ohnehin nur als Geschichte der französischen Eroberung und Unterdrückung beziehungsweise als Geschichte des (v.a. Innerschweizer) Widerstandes gegen die fremde Armee. Während des 20. Jahrhunderts verschwand das Interesse für die wenig erfolgreiche, mehr und mehr als dysfunktional empfundene Episode weitgehend.

Erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts erwachte die Neugierde erneut. So führte Rudolf Braun die Schweizergeschichte vom ausgehenden Ancien Régime endlich bis zur Helvetischen Revolution, und die Generation nach Braun begann schon Anfang der 1990er Jahre eine gross angelegte Neuinterpretation. Das gilt vor allem für Christian Simon und André Schluchter als Initianten und Herausgeber des *Dossiers Helvetik*. Und auf das 200-Jahr-Jubiläum der Helvetischen Revolution hin wurden mehrere Forschungsprojekte und sogar kleinere Forschungsprogramme lanciert, die hauptsächlich in die vierbändige Ausgabe *Die Schweiz 1798–1998: Staat – Gesellschaft – Politik* mündeten. Zur gleichen Zeit unterstützte

auch Alfred Kölz mit seinem Werk zur schweizerischen Verfassungsgeschichte die Interpretation, wonach Helvetik und liberale Bewegung eng verbunden waren, und beide letztlich als Resultanten von amerikanischen und französischen Impulsen interpretiert werden können. Wichtige Anstösse zum Wandel der Helvetik-Perzeption stammen zudem von Holger Böning.

Der Hauptteil der genannten jüngeren Beiträge zur Geschichte der Helvetik galt der Sozialgeschichte, vor allem der Einbettung der helvetischen Verhältnisse in den grösseren Wandel vom Ancien Régime zur modernen Gesellschaft und zum Bundesstaat. Wenig neue Studien und Erkenntnisse galten der helvetischen Staatlichkeit. Zwar berührte der den konstitutionellen Verhältnissen gewidmete Beitrag von Kölz auch staatliche Fragen. Die pionierhaften und komplizierten Auseinandersetzungen der ersten zwei Jahre und die anschliessenden Hin- und Herbewegungen der vier Staatsstreiche und der folgenden Mediation als Geschichte der Innenpolitik sind indessen noch nicht geschrieben.

Seit langem gilt die Untersuchung der Funktionsweise des helvetischen Parlaments mit Grosse Rat und Senat zwischen 1798 und 1800 als Geheimtipp. Schon Rudolf Braun regte an, die Zusammensetzung dieser Behörde nach den Ansätzen der Kollektivbiographie – nach dem Vorbild von Charles Beard<sup>1</sup> – ökonomisch zu untersuchen, das heisst, insbesondere in der Frage der Ablösung der Feudallasten eine ökonomische Interpretation zu wagen. Nun legt Thomas Baumann eine publizierte Masterarbeit vor, betreut von André Holenstein (Universität Bern), die wichtige Elemente dieses Forschungsprogramms aufnimmt und eine eigenständige Interpretation vornimmt. Baumann konzentriert sich dabei auf drei wichtige Punkte: die Funktionsweise der Räte (insbesondere Analyse der Geschäftsordnung), eine Kollektivbiographie und die Behandlung dreier politischer Themen (Patriotenentschädigung, Feudallastenabschaffung, Verfassungsdebatte).

Von grossem Interesse ist der erste Punkt, eine Analyse der Funktionsweise des helvetischen Parlaments. Bis auf wenige, immer wiederkehrende Stereotypen war dieses Thema bisher unbeachtet. Wer weiss, wie unterschiedlich Parlamente funktionieren können, wie unterschiedlich sie sich zur jeweiligen Regierung (Exekutive) im Rahmen der Staatsleitung respektive der Gewaltenteilung stellen können, und welche Selbstblockaden zuweilen möglich sind, muss sich um diese Frage kümmern, um «der Politik der Helvetik» nur ansatzweise gerecht werden zu können. Baumann ist auf die Suche nach dem Geschäftsreglement gegangen – es ist in der grossen Quellensammlung zur Helvetik von Strickler nicht enthalten – und hat dieses nach Auffinden im Staatsarchiv Basel erfolgreich analysiert (S. 167). Selbstverständlich reicht die Kenntnis des Reglements nicht, um die grossen institutionellen Fragen der Staatsleitung beziehungsweise der Gewaltenteilung vollends zu durchdringen. Eine gute Basis für weitere Untersuchungen ist jedoch gelegt.

Der Anspruch einer Kollektivbiografie ist beim derzeitigen Stand der Dokumentierung für den gesamten Rat schwierig einzulösen. Viele der Mitglieder treten nur für ihre politischen Funktionen für kurze Zeit aus dem Dunkel der Geschichte, um dann wieder, ohne weitere Spuren zu hinterlassen, zu verschwin-

1 Charles A. Beard, *An Economic Interpretation of the Constitution of the United States*, New York 1913.

den. Andere Exponenten sind zwar generell bekannt, für den betreffenden Untersuchungszeitraum gibt es zu ihnen aber auch nur wenige Informationen. Die vorgelegten Analysen beziehen sich so zwar auf wichtige Merkmale wie Alter, geographische Herkunft und Berufe, leider aber nicht auf zusätzliche politische oder wirtschaftliche Informationen wie beispielsweise Zugehörigkeit zur politischen Elite schon vor 1798 (Kontinuität versus Diskontinuität) oder zum wirtschaftlichen Stand (v.a. Vermögen und Besitz an Boden). Solche fehlenden Kriterien wären zweifellos schwieriger zu erheben und zu interpretieren gewesen, sie hätten aber mehr Verbindungen mit den behandelten politischen Themen erlaubt. Doch auch in dieser Frage gibt die Arbeit eine solide Grundlage für weitere Forschung.

Die drei vom Parlament behandelten und vom Autor ausgewählten Themen stammen hauptsächlich aus dem Jahr 1798. Die Entschädigung der im ausgehenden Ancien Régime verfolgten Patrioten war zu Beginn der Parlamentsarbeit ein politischer Brennpunkt sondergleichen. In der aufgeladenen Situation der Helvetischen Revolution war es insbesondere der siegreichen Seite der Patrioten ein grosses Anliegen, das in ihren Augen grosse Unrecht, das ihren Gesinnungsgenossen durch die alten Regierungen widerfahren war, wieder gutzumachen. Diese Stimmung kennzeichnete vor allem die Diskussion im Grossen Rat; im Senat dagegen obsiegten die Zweifel, insbesondere betreffend die Frage «des wahren Patrioten» (S. 85). Das Geschäft landete so auf der langen Bank und blieb bis Ende 1799 unvollendet – nicht zuletzt deshalb, weil es für die junge Republik noch wichtigere Geschäfte gab als diese «Indemnisation». Wichtiger für die junge Republik war die Frage der Finanzierung, und innerhalb dieses Themas die Frage der Aufhebung der Feudallasten. Doch trotz dieser grösseren Relevanz war es um dieses Thema nicht besser bestellt. Auch hier standen sich die Sichtweisen der beiden Parlamentskammern zum Schluss diametral gegenüber, und auch hier waren innerhalb der Kammern viele unterschiedliche Ansichten auszumachen. Insbesondere die Frage der Staatsfinanzierung und die Frage der Rechtmässigkeit der Abgaben liessen ganz unterschiedliche Interpretationen der hängigen Fragen zu, so, dass zwar bereits im August 1798 ein (erster) Entscheid feststand, allerdings ein ablehnender. Sehr instruktiv ist auch das dritte gewählte Thema, die Verfassungsdebatte. Die französisch geprägte Einheitsverfassung der Helvetischen Republik war auch vielen Neugesinnten ein Dorn im Auge. Es erstaunt deshalb nicht, dass bereits am 13. April 1798, am ersten Tage nach der Konstituierung von Republik und Parlament, ein Abänderungsantrag betreffend die Verfassung gestellt wurde (S. 119). Baumann gibt den Debatten hierüber grossen Kredit und meint, die Verfassungsdebatte habe vor allem zum Ziel gehabt, konstitutionelle Verbesserungen zu erreichen. Gelähmt wurde dieses Vorhaben indes durch die Unsicherheit, ob Frankreich Änderungen überhaupt zulassen würde (S. 143). Ihre Kulmination fand die Debatte aber erst, nachdem die erste vom 12. April 1798 bereits faktisch ausgehebelt war, in der Diskussion für den Verfassungsentwurf vom 5. Juli 1800. Da war es für eine konstruktive Weiterführung aber bereits zu spät.

Die Studie von Thomas Baumann löst ein altes Desiderat auf elegante Weise ein. Zwar konnten im Rahmen einer Masterarbeit nicht alle Elemente, die für die soziopolitische Einordnung der helvetischen Errungenschaften und Versäumnisse wichtig sind, thematisiert werden. Dennoch wurde ein wichtiger Beitrag für die politische und soziale Geschichte der Helvetischen Republik vorgelegt, der hoffentlich zu weiteren Forschungen anregt.

*Sebastian Brändli, Zürich*



Christian Simon, **Reisen, Sammeln und Forschen. Die Basler Naturhistoriker Paul und Fritz Sarasin**, Basel: Schwabe, 2015 (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel, Band 10), 332 Seiten.

Forschungsreisende, Sammler, Naturforscher, Völkerkundler, Umweltschützer, Millionäre, Kolonisten, Grossvettern, Liebespaar; bereits diese zahlreichen Attribute, die den Baslern Paul (1857–1929) und Fritz Sarasin (1859–1942) zugesprochen werden können, versprechen interessante Biographien. Dies hatte Christian Simon erkannt und sich ausführlich mit den Lebenswegen, dem sozialen Umfeld und den wissenschaftlichen Leistungen von Fritz und Paul Sarasin befasst. Ziel des Wissenschaftshistorikers Simon war es, mit einem Rückgriff auf Bourdieus Konzept der *trajectoires* die «Forscher in ihr Umfeld einzuordnen, um zu verstehen, was ihr Platz im wissenschaftlichen Feld ihrer Zeit war». Und dieses Feld war zur Zeit der Sarasins nicht nur hochkomplex, sondern grundlegenden Wandlungen unterworfen. Das macht Simon bereits in einer kurzen Einführung deutlich, in der er die zeitgenössische Situation der Naturgeschichte anhand von Ludwig Rütimeyer (1825–1895), Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Universität Basel und späterer Mentor der Sarasins, darstellt. Durch die ausführlichen Beschäftigung mit dem Pfarrersohn Rütimeyer, der mit Charles Darwin in Briefkontakt stand und sich wie dieser mit der Frage nach der Entstehung und Entwicklung von Arten beschäftigte, umreisst Simon das soziale und kulturelle Spannungsfeld, in dem sich die beiden Sarasins bewegten.

Durch die Auswertung eines immensen Korpus an Archivalien folgt Simon ab dem zweiten Teil Schritt für Schritt den Lebenswegen den beiden Söhne wohlhabender und einflussreicher Basler Familien. Dabei gibt er aufgrund von Briefauszügen einen lebendigen Einblick in die von Spannungen geladenen Verhältnisse der Sarasins zu ihrem gesellschaftlichen Umfeld und in ihre Haltungen zu Fragen der Religion, der richtigen Lebensführung und nach dem Sinn der Naturforschung. Von Basel aus führt der Weg weiter nach Würzburg, wo der Naturforscher und Zoologe Karl Semper mit seinen Ansichten zur Evolutionstheorie prägenden Einfluss auf das Wissenschaftsbild der Sarasins nahm. Dabei verweist Simon stets auf die damals geführten Debatten in den noch jungen wissenschaftlichen Disziplinen, allen voran der Entwicklungslehre, der Embryologie, der Anthropologie und der Zoologie.

Einen zentralen Raum bei der Verortung der Sarasins im wissenschaftlichen Feld nehmen ihre grossen Forschungsreisen ein. Von 1883 bis 1886 begaben sie sich nach Ceylon. 1893 bis 1896 trugen sie mit ihrer zweiten Reise nach Celebs massgeblich zur Erforschung der dortigen Fauna und Geographie bei. Dabei spielte jeweils die Erforschung der «fremden Völker» eine zentrale Rolle. Hier thematisiert Simon auch das nicht unproblematische Verhältnis der beiden Basler zur lokalen Bevölkerung und den niederländischen Kolonialherren und zeigt, wie sich die wohlhabenden Basler als Forscher von der imperialen und kolonialen «Welle» mittragen liessen.

Von ihren Reisen brachten die Sarasins Unmengen von Objekten nach Basel, wo diese in die Bestände der naturhistorischen und völkerkundlichen Abteilungen des Basler Museums Eingang fanden. Die Institution befand sich im Untersuchungszeitraum, ähnlich wie die Vettern Sarasin, in einem komplexen Spannungsverhältnis zwischen den Wissenschaften und dem politisch und sozial eng verflochtenen Basler Bürgertum. Hier zeigt Simon auch die museologischen Arbeiten der Sarasins und wie sie durch ihre eigenen Sammlungsaktivitäten die

Etablierung neuer Fachbereiche im Museum, namentlich die Volks- und Völkerkunde, ermöglichten und mit welchen Strategien sie das Basler Bürgertum für deren Inhalte zu sensibilisieren suchten.

Vom Museum aus führt der Weg zur thematisch letzten Station des Buches, nämlich zu den Aktivitäten der Sarasins im Bereich des Naturschutzes und ihrem Beitrag zur Gründung des ersten Schweizerischen Nationalparks.

Bei der Vielfalt der Geschichten, die Simon mit den Biographien der Sarasins verbindet – von der Geschichte der Darwin-Rezeption in der Schweiz über die Kolonialgeschichte, die Geschichte der Naturwissenschaften, der «Rassenkunde», der Anthropologie und der Ethnologie, die Museums-, Universitäts- und Stadtgeschichte bis zur Geschichte des Umweltschutzes – ist die Lektüre des Buches entsprechend anspruchsvoll. Weil Simon diese Themenbereiche anhand der Lebenswege der beiden Protagonisten abzuhandeln versteht, ergibt sich ein roter Faden, den man ansonsten bei der Fülle an Themen leicht verlieren könnte. Darin, dass Simon eben nicht beabsichtigt, eine Geschichte der Wissenschaften zwischen 1859 und 1940 zu schreiben, sondern die Entwicklungen in den Wissenschaften an die akribisch und sorgfältig recherchierten Biographien von Paul und Fritz Sarasin knüpft, liegt auch die Stärke des Werkes. Es zeigt, dass wissenschaftliche Forschung und Erkenntnisse letztlich von Menschen gemacht werden und dass diese Menschen – wie Fritz und Paul Sarasin – sich durch Forschung ihrer Stellung in der Welt bewusst werden und diese Stellung gleichzeitig ihren Mitmenschen bewusst zu machen suchen. Die Geschichte der Vettern Sarasin, wie sie Simon vorlegt, ist damit ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte der modernen Wissenschaften, da sie zeigt, dass sich diese Geschichte nicht anhand einzelner spezifischer Fachdisziplinen erfassen und erklären lässt, sondern dass moderne Wissenschaftsgeschichte immer auch Verflechtungsgeschichte, Sozialgeschichte, Kulturgeschichte und Globalgeschichte ist. Die Tatsache, dass im selben Jahr unter dem Titel «Tropenliebe» gleich eine weitere historische Studie zum Leben und Wirken von Paul und Fritz Sarasin, verfasst von Bernhard C. Schär, erschienen ist, macht deutlich, dass die Beschäftigung mit diesen beiden Paradiesvögeln der Schweizer Wissenschaftsgeschichte durchaus eine lohnenswerte ist.

*Flavio Häner, Pharmazie-Historisches Museum der Universität Basel*

**Bernhard C. Schär, Tropenliebe. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900**, Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 2015, 374 Seiten, 51 Abbildungen.

Weshalb besitzt das Museum der Kulturen in Basel eine der grössten ethnologischen Sammlungen Europas? Wie konnte die Schweiz zu einem europäischen Zentrum der «Rassenforschung» aufsteigen? Und was hat der Schweizer Nationalpark eigentlich mit den niederländischen Kolonialbesitzungen in Südostasien zu tun? Der am *Zentrum Geschichte des Wissens* der Universität und der ETH Zürich lehrende Historiker Bernhard C. Schär begibt sich in seinem Buch *Tropenliebe. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900* auf eine faszinierende Spurensuche in die Archive in Den Haag, Jakarta und Basel. Im Zentrum seines Interesses stehen die Vettern Paul und Fritz Sarasin, die Ende des 19. Jahrhunderts auszogen, um die beiden Inseln Ceylon (heute Sri Lanka) und Celebes (heute Sulawesi/Indonesien) zu erforschen.

Dabei hätten es die Fabrikantensöhne auch gemächlich angehen lassen können, denn sie gehörten zur Machtelite Basels, die das ökonomische und politische Leben in der Stadt kontrollierte. Doch ihre Brüder besetzten bereits wichtige politische Ämter und so fanden die beiden Vettern in der Wissenschaft ein anderes Tätigkeitsfeld, das den gesellschaftlichen Konventionen für Sprösslinge ihres Standes entsprach. Dies traf jedoch weniger auf ihre Gefühle füreinander zu. Am Anfang ihrer Unternehmungen stand deshalb beides: Die Liebe *für* die Tropen, sowie eine Liebe *in* den Tropen, wo die beiden Vettern ihre «dissidente Männlichkeit» (S. 47) leben konnten.

1883 reisten die Sarasins nach Ceylon. Sie suchten nach Antworten auf brennende Fragen der Wissenschaft ihrer Zeit, zum Beispiel, ob die Wedda, die «Ureinwohner» Sri Lankas, das Bindeglied zwischen Menschen und Schimpansen seien. Viel Zeit des Forschungsaufenthaltes verwendeten die Sarasins deshalb auf das Sammeln und Vermessen menschlicher Schädel, die sie, zusammen mit anderem wissenschaftlichen und ethnografischen Material, nach Basel sandten. Ihre Forschung über die Weddas stand am Anfang der Volkskunde und der «Rassenforschung» in der Schweiz, deren Vertreter Leopold Rütimeyer und Otto Schlaginhaufen in engem Kontakt mit den Sarasins standen.

1893 durchstreiften die Sarasins das weitgehend unerforschte Hochland der von den Niederländern kontrollierten Insel Sulawesi. Ihre Expedition war ein logistisches und finanzielles Mammut-Unternehmen: 300 bewaffnete Lastenträger, Übersetzer, lokale Führer sowie wissenschaftliches Hilfspersonal und Köche waren Teil der Expedition. Die niederländische Kolonialadministration unterstützte die Basler, wo sie konnte. Eine Forschungsreise solchen Ausmasses überstieg jedoch die knappen Ressourcen der Niederländer und man erhoffte sich detaillierte Informationen über die in dem Gebiet lebenden Menschen. Schär zeigt überzeugend, dass die Ankunft der Sarasins eine Reihe von «Krisen» mit den Ureinwohnern im Hochland auslöste. Der Widerstand der Bevölkerung zu durchbrechen war dann auch die «hauptsächliche und schwierigste Arbeit» (S. 127) auf den Reisen, wie Paul Sarasin verlauten liess. Der lokale Widerstand gegen das Eindringen der Sarasins ins Hochland veranlasste die Kolonialregierung schliesslich zu einer Militärintervention. Sie war Auftakt zu einem blutigen Eroberungskrieg, der drei Jahre andauern sollte und mit ungleichen Spiessen gefochten wurde. Daran wird deutlich, dass wissenschaftliche Erforschung und koloniale Eroberung aufs engste verzahnt sind.

Paul und Fritz Sarasin bedauerten stets das Vordringen der Zivilisation und das langsame Verschwinden der Urbevölkerung Sulawesi. Dass gerade sie mit ihren Expeditionen diesen Prozess beschleunigten, gehört zur Ironie dieser Geschichte. Nach ihrer Rückkehr in die Schweiz stiegen die Sarasins zu führenden Exponenten der Naturschutzbewegung auf. Mit der Gründung eines Nationalparks verbanden sie die Hoffnung, ursprüngliche Natur wiederherzustellen, die sie im Hochland von Celebes einst bewundert hatten.

Schärs detaillierte und behutsam argumentierende Fallstudie ist ein Glücksfall für das neue Feld der postkolonialen Wissensgeschichte der Schweiz. Der Autor zeigt überzeugend, dass die europäischen Kolonialreiche viel durchlässiger waren als bisher angenommen – ja, dass es sich lohnt, die koloniale Expansion nicht als nationales Projekt, sondern als das Projekt einer «transnational vernetzten bürgerlichen Elite» (S. 332) zu betrachten. Eine solche Betrachtungsweise öffnet neue Perspektiven auf spezifische Regionen Europas und ihre transimpe-

rialen, historischen Verflechtungen. Das Buch ist zudem ausgezeichnet strukturiert und flüssig geschrieben, sodass man ihm auch viele Leserinnen und Leser ausserhalb der historischen Zunft wünscht.

*Lukas Meier, Schweizerisches Tropen-und Public Health-Institut (Swiss TPH)*

Mischa Gallati, **Entmündigt. Vormundschaft in der Stadt Bern, 1920–1950**, Zürich: Chronos Verlag, 2015 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, Bd. 21), 237 Seiten, 9 Grafiken.

In *Entmündigt* gewährt Mischa Gallati den Leserinnen und Lesern seiner Dissertation einen vertieften Einblick in den Wandel der Vormundschaft über Erwachsene im Bern der 1920er bis 1940er Jahre. Besonders interessiert ist er dabei – in Anlehnung an Michel Foucault – an der «Mikrophysik» von Vormundschaft, die als «machtvoll gegliedertes Beziehungsgefüge» (S. 13) verstanden wird. Der Autor führt seine Leserschaft aus praxeologischer Perspektive durch die Entstehungsgeschichte der Vormundschaft. Dabei stützt er sich neben Foucault auf Ansätze und Konzeptionen von Max Weber (Macht, Gewalt und Herrschaft), Bruno Latour (Akteur-Netzwerk-Theorie) und Erving Goffman (Territorien des Selbst), die sich in der Forschung zum Fürsorgebereich durchgesetzt haben. Entlang herausgearbeiteter Entwicklungslinien nimmt Gallati eine Verortung des institutionellen Settings in Bern vor, um anschliessend den behördlichen Vollzug vormundschaftlicher Massnahmen zu betrachten sowie nach deren inneren Mechanismen zu fragen.

Die gelungene Einleitung mit dem vielversprechenden Titel «Der Historiker und der soziale Tod» weist feinfühlig auf die grundlegenden Besonderheiten der schwierigen Thematik und auf die damit verbundenen spezifischen Arbeitsaufträge für Historikerinnen und Historiker hin. Denn im Umgang mit Protokollbänden, Akten, Personendossiers oder Jahresberichten sei zwar analytische Distanz gefordert, erläutert Gallati, andererseits würden sich hinter den Quellen «handelnde, zum Handeln gebrachte, mitunter gezwungene, oft mit sich und der Welt hadernde Akteurinnen und Akteure» (S. 10) verbergen. Die Berücksichtigung dieser Aspekte gelingt dem Autor in seiner Forschung auf eindrückliche und vorbildliche Art und Weise. Die Einleitung skizziert weiter seinen fundierten Umgang mit Theorie und Methode.

Zu Beginn untersucht Gallati die Herausbildung der modernen Vormundschaft im 20. Jahrhundert und zieht den Faden dabei weiter bis zur neusten Reform des Vormundschaftsrechts im Jahr 2013. Eine der wichtigsten Veränderungen in den Praktiken der Vormundschaft betraf die Klientel. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts geriet nur ins Visier der Vormundschaftsbehörden, wer zu schützendes Vermögen besass. Danach wurde der Kreis der potentiell Betroffenen auf vermögenslose Personen ausgeweitet, die aus der bürgerlichen Perspektive der Gesetzgeber nicht der gesellschaftlichen Norm entsprachen und somit durch Entrechtung wieder auf eine für die Gesellschaft «unschädliche» Bahn zurückgebracht werden sollten. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit dem institutionellen Setting der Berner Vormundschaftsbehörden im Untersuchungszeitraum. Gallati zeigt, dass das Spektrum der in das gesamte Fürsorgesystem integrierten Akteurinnen und Akteure äusserst breit war; sowohl professionalisierte Personen, semiprofessionelle Milizorgane als auch private Gruppierungen betätigten sich in diesem Feld. Anschliessend steht die Arbeit der Behörden bezüglich des



Vollzugs vormundschaftlicher Massnahmen im Zentrum. Mithilfe statistischer Daten weist Gallati auf allgemeine Entwicklungen und Tendenzen hin und charakterisiert die titelgebende Entmündigung auf diese Weise als ein spezifisches Phänomen des 20. Jahrhunderts. Des Weiteren thematisiert Gallati schliesslich die Handlungslogiken der entmündigten Personen und betont, dass Macht- und Herrschaftsverhältnisse auch im privaten Reagieren auf öffentliche Handlungen zum Vorschein kommen und immer wieder neu über polymorphe Interaktionsprozesse produziert und reproduziert werden. Er gelangt unter Bezugnahme auf Goffman zur Festlegung von drei Modi in den Verhaltensmustern Betroffener, die er Dissens, Verschwinden und Mimikry nennt.

Jeweils am Ende der Kapitel erwartet die Leserschaft eine individuelle Fallgeschichte einer entmündigten Person aus dem Untersuchungszeitraum. Diese Erzählungen vermögen das Buch neben den inhaltlich-analytischen Kapiteln angenehm zu beleben. Sie bilden einen willkommenen Gegensatz zu den in den Hauptkapiteln zuweilen etwas breit ausgefallenen Theorieblöcken, bei deren methodischer Übersetzung in die Kernthematik die Leserinnen und Leser manchmal ein wenig allein gelassen werden. Bewusst spricht Gallati bei diesen Fallgeschichten, deren Nacherzählungen nur auf Fürsorge- und Vormundschafts-akten basieren, nicht von «Biografien» oder «Lebensgeschichten», da sie in ihren institutionellen und lebensweltlichen Kontexten belassen werden sollen. Auf diese Weise beabsichtigt Gallati, den konstruierten und gleichwohl konstruierenden Charakter des Quellenmaterials zu unterstreichen und den entmündigten Menschen etwas von der Handlungsmacht zurückzugeben, die ihnen seitens der Behörden vorenthalten wurde. Diesen lobenswerten Vorsatz vermag Gallati indes nur teilweise zu erfüllen, da die gewählte Präsentationsform aufgrund der berücksichtigten Quellenbasis zwangsläufig einseitig bleibt. Daher hätte man sich bei der Verfolgung dieses Anspruchs den Miteinbezug von Interviews mit Betroffenen und die Analyse allfälliger Ego-Dokumente von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gewünscht. Gallati unterlässt es aber nicht, in seinem Schlusswort auf dieses Forschungsdesiderat im Feld der Vormundschaft über Erwachsene hinzuweisen. Letztlich liefert seine Dissertation einen wertvollen und sehr lesenswerten Beitrag zur historischen Aufarbeitung fürsorgerischer Praktiken, in deren Feld bislang vor allem der Bereich der Kinder- und Jugendfürsorge analysiert worden ist.

*Janine Vollenweider, Zürich*

Wolfgang Hafner, **Pädagogik, Heime, Macht – eine historische Analyse**, Zürich: Integras, 2014, 262 Seiten.

Im Auftrag des *Fachverbands für Sozial- und Sonderpädagogik (Integras)* zeichnet der Historiker Wolfgang Hafner in *Pädagogik, Heime, Macht* die Entwicklung des Verbands bis in die 1990er Jahre nach. 1923 im Umkreis der *Pro Infirmis* und mit Blick auf die Verteilung von Bundesgeldern gegründet, hiess der Zusammenschluss der Heimleiter zunächst *Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare*. 1972 erfolgte die Umbenennung in *Schweizerischer Verband für erziehungsschwierige Kinder und Jugendliche* und 1993 schliesslich in *Fachverband für Sozial- und Sonderpädagogik*. Hinter der wechselnden Namensgebung verbirgt sich ein gewichtiger Akteur der hiesigen Heimlandschaft, die mit der aktuellen Debatte um fürsorgerische Zwangsmassnahmen in den Brennpunkt des historischen und politischen Interesses geraten ist. Die Bereitschaft von *Integras*,

die Archive zu öffnen, sich kritisch mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen und einen Beitrag zur gesellschaftlichen Aufarbeitung zu leisten, ist in diesem Kontext in der Tat vorbildlich.

Analytisch setzt Hafners Darstellung bei der «Frage nach dem Einfluss der Wissenschaft für den Alltag in den Heimen» ein, wobei die Tagungen und Fortbildungskurse des Vereins den roten Faden der Darstellung bilden (S. 8). Selbstkritisch setzt Hafner allerdings gleich zu Beginn ein Fragezeichen hinter den gewählten Fokus. Tatsächlich gibt es gute Gründe, das Verhältnis von Professionswissen und Heimpraxis nicht als Einbahnstrasse zu betrachten und die Bedeutung von implizitem Alltagswissen und religiösen Handlungsorientierungen für die Erziehungspraxis nicht zu unterschätzen. Mehrfach meldet Hafner denn auch Zweifel an, ob sich die untersuchten Diskussionsbeiträge wirklich auf die Realität in den Heimen auswirkten (S. 45). Dies gilt übrigens auch für die «Heimkampagne» zu Beginn der 1970er Jahre, deren Wirkungen Hafner im Vergleich zu anderen Forscherinnen und Forschern relativ nüchtern einschätzt (S. 193, 203).

Die Darstellung folgt weitgehend den programmatischen Verlautbarungen von ausgewählten Schlüsselexponenten des Verbands. Dazu gehören etwa der Heilpädagoge Heinrich Hanselmann oder die Heimleiter Johann Frei und Ernst Müller. Mehrere Einschübe informieren über die Eckdaten der Vereinsgeschichte und stellen den pädagogischen Diskurs in den Kontext der gesellschaftlichen und politischen «Auseinandersetzungen um kulturell und emotional angebrachtes Verhalten» (S. 56) sowie des damit zusammenhängenden wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandels. Die ersten drei Kapitel rekonstruieren ausführlich die Facetten eines autoritären Erziehungsverständnisses, das erst in den 1970er Jahren – wenn überhaupt – in Frage gestellt wurde. Dazu gehören Hanselmanns pädagogischer Individualismus, der die Abhängigkeit des Zöglings von seinem Erzieher verfestigte, ebenso wie die «Prügelmaschine» des Milieukatholiken Frei, der sich einem bigotten Kreuzzug gegen die Onanie verschrieb, oder Müllers reformistisches Konzept der Selbstverwaltung, das den Anpassungsdruck, den das Heim als totale Institution erzeugte, auf die Gruppe der Zöglinge verlagerte. Wiederholt greift Hafner auf die zeitgenössische Metapher des «Königreichs» zurück (S. 88), um die abgeschottete und hierarchische Situation in den Heimen zu charakterisieren (ein Topos, der übrigens auch die Romane Friedrich Glausers durchzieht). Bezeichnend für den selbstreferentiellen Rahmen, in dem sich die Heimleiter lange bewegten, ist die Tatsache, dass sich die Verbandstagungen während der ganzen zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur gerade zwei Mal mit den praktischen Problemen des Heimalltags beschäftigten (S. 67). Noch 1980 diskutierte der Verband – notabene zum Erstaunen des Vertreters des Bundesamts für Justiz – über das Thema «Erziehung aus der Kraft des Glaubens?».

Einen zaghaften Wandel stellt Hafner ab den 1970er Jahren fest, als die öffentliche Kritik an den Erziehungsheimen im Zug der «Heimkampagne» und die verstärkten Koordinationsbemühungen des Bundes auf eine Modernisierung des Heimsektors drängten. Wie das letzte Kapitel anschaulich darlegt, setzte der Verband auch in dieser Situation eher auf Meta-Diskurse und Lobbyarbeit, als dass er den Reformdruck an seine Mitglieder weitergegeben hätte. In enger Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Sozialpädagogik von Heinrich Tuggener an der Universität Zürich lancierte der Verband schliesslich ein mehrteiliges Forschungsprogramm zur Heimerziehung, das vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurde. Am Beispiel von Hannes Tanners Studie von 1992, die erstmals

umfassend die langfristigen Wirkungen der Heimerziehung analysierte, zeigt Hafner, wie sich in diesem Kontext der Bezugspunkt des pädagogischen Handelns nach und nach verschob. Hatten Unterordnung und Anpassung an einen vorgegebenen normativen Rahmen über Jahrzehnte hinweg zu den unhinterfragten Erziehungszielen gehört, so wurde nun danach gefragt, inwieweit die Heimerziehung tatsächlich einen Beitrag zur «Ich-Stärkung» der Kinder und Jugendlichen leistete. Zu Recht sieht der Autor darin ein Anzeichen eines individuelleren Verständnisses von sozialpädagogischer Arbeit.

Auch wenn die Wirkungen der untersuchten pädagogischen Entwürfe auf die soziale Realität in den Heimen meist offen bleiben, leistet Wolfgang Hafners Untersuchung doch einen wichtigen Beitrag zu einer aktuellen Forschungsdebatte. Im Einklang mit anderen Fallstudien legt sie das Gerippe einer lange kaum hinterfragten «schwarzen Pädagogik» frei, die auf Arbeitsdisziplinierung, Triebunterdrückung und einer willkürlichen Strafpraxis beruhte. Indem Hafner auf die neue Rolle der «Ich-Stärkung» in der pädagogischen Diskussion der 1980er Jahre hinweist, legt er eine sozialpsychologische Interpretation vor, mit der sich die Modernisierung der Heimerziehung am Übergang zum postfordistischen Zeitalter möglicherweise besser verstehen lässt. Wie die Abschnitte über den Sexualitäts- und Bettnässer-Diskurs unter den Heimleitern zeigen, bedarf ein solcher Ansatz aber noch einer konsequenteren Historisierung. Das Insistieren des Autors auf Komplexität, der Verzicht auf Schwarz-Weiss-Antworten und die verästelte Argumentation machen das Buch allerdings zur anspruchsvollen Lektüre. Dies ist durchaus ein Vorzug in einem Forschungsumfeld, in dem differenzierte und unkonventionelle Einsichten manchmal Gefahr laufen, von medialen Vereinfachungen und politischen Betroffenheitsritualen an den Rand gedrängt zu werden.

*Urs Germann, Bern*

Forschungsgruppe «Broadcasting Swissness» (Hg.), **Die Schweiz auf Kurzwelle. Musik – Programm – Geschichte(n)**, Zurich: Chronos Verlag, 2016 (Kulturwissenschaftliche Technikforschung, vol. 4), 160 pages, 22 illustrations.

Édité par un groupe de recherche interdisciplinaire conduit par Thomas Hengartner (Institut für Populäre Kulturen Universität Zürich), Daniel Häusler (Hochschule Luzern – Musik) et Walter Leimgruber (Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie Universität Basel) et soutenu par le *Fonds national suisse de la recherche scientifique*, le présent ouvrage démontre que la musique populaire, par son rôle politico-identitaire, est un élément important non seulement du patrimoine en général, mais également du patrimoine audiovisuel. Point de départ de ce projet: la collection Dür, une collection de musique populaire suisse, composée de près de 8'000 enregistrements issus des divers studios de la Société suisse de radiodiffusion et télévision (SSR) et déposés à la Phonothèque nationale suisse. Constituée entre 1957 et 1967 par le responsable des archives de la radio internationale helvétique et musicologue Fritz Dür dans le but de créer un réservoir de «musique suisse», cette collection vise principalement à enrichir les programmes de cette station de la SSR, dénommée alors Service suisse d'ondes courtes (SOC), et secondairement à nourrir les programmes de l'ensemble des studios. Aïeul de l'actuel site internet swissinfo.ch, le SOC est largement méconnu. Créé en 1938 pour remplir une double mission – resserrer les liens avec la diaspora et faire rayonner le pays hors des frontières nationales –, il

propose des émissions dans les trois langues nationales ainsi qu'en anglais et en espagnol à partir d'août 1939, puis en portugais à compter de l'été 1941. L'émetteur national à ondes courtes construit en 1939 à Schwarzenbourg dans le canton de Berne permet d'atteindre des contrées plus lointaines que la traditionnelle diffusion sur ondes moyennes. L'histoire de la radio internationale helvétique est étroitement liée à celle de la défense nationale spirituelle. Le Service suisse d'ondes courtes est présenté comme un outil de promotion culturelle d'importance dans le Message que le Conseil fédéral adresse au Parlement le 9 décembre 1938 «concernant les moyens de maintenir et de faire connaître le patrimoine spirituel de la Confédération». La musique, particulièrement la musique populaire, occupe une place majeure dans la grille de la station internationale (environ 60% de la programmation totale dans les années 1950).

En réfléchissant à la façon dont la musique populaire a participé à la construction sonore d'une «voix de la Suisse» par l'intermédiaire du médium radiophonique et du rayonnement international qu'il offre, ce projet de recherche, qui s'inscrit au croisement des *sound studies* et des *media studies*, permet de porter un regard neuf sur l'identité de la nation, sa politique culturelle et la diffusion de son image, à l'étranger notamment. En plus d'interroger la collection Dür sous l'angle de la musicologie, de l'anthropologie culturelle et de l'ethnomusicologie, les contributions réunies par le groupe de recherche «Broadcasting Swissness» replacent cet objet dans un cadre plus large. Une première série d'articles (Johannes Muske, Thomas Järmann et Johannes Rühl) s'attache à donner une vue d'ensemble de l'histoire du Service suisse d'ondes courtes et de la collection Dür. Les auteurs examinent notamment comment la politique culturelle de la Confédération s'est exprimée dans les programmes musicaux diffusés par la radio internationale helvétique et la façon dont l'authenticité de la musique populaire suisse a été débattue. La deuxième série d'articles (Patricia Jäggi, Karoline Oehme-Jüngling et Fanny Gutsche) élargit la focale en abordant d'autres aspects de la programmation du Service suisse d'ondes courtes que ceux qui sont directement liés à la collection Dür: la mise en scène acoustique de la Suisse comme un lieu alpin dans les programmes, l'instauration d'un service arabe et les difficultés rencontrées, ainsi que l'organisation du Tir Mondial Radio/Radio-Weltschützenfest pour réunir les expatriés à l'écoute. Ces études de cas illustrent le rôle diversifié joué par le SOC en faveur du rayonnement de la Suisse à l'étranger et, de manière plus générale, la capacité des radios internationales, «en tant que média global», à faire circuler des modèles et des représentations autour du monde. Ces trois contributions interrogent aussi les relations que le Service suisse d'ondes courtes entretient avec son auditoire, notamment les Suisses de l'étranger, ainsi que les résistances qu'il doit parfois affronter. Pour terminer, les deux derniers articles, signés par Rudolf Müller, responsable du domaine Son/Radio au sein de Memoriav – une association suisse chargée de la sauvegarde du patrimoine audiovisuel –, et par Hans-Rudolf Dürrenmatt, musicologue de formation et ancien responsable des archives du studio radiophonique de Berne, apportent un éclairage sur la gestion du patrimoine audiovisuel en Suisse. Ils montrent que longtemps (en tout cas jusqu'aux années 1980), la conservation des archives sonores au sein de la SSR a plus été due au hasard ou au zèle de certains collaborateurs (c'est d'ailleurs le cas pour la collection Dür) qu'à une politique d'archivage claire, systématique et cohérente entre les divers studios. Rappelons que les archives radiophoniques ne sont pas constituées en premier lieu dans un but patrimonial, mais avant tout à



des fins de rediffusion. De surcroît, l'absence de dépôt légal laisse aux responsables de la SSR une liberté totale d'appréciation.

En plus d'avoir exhumé la collection Dür – dont la variété, la rareté des enregistrements (environ un quart est unique aujourd'hui) et la signification politique et culturelle lui donnent une valeur exceptionnelle –, le grand mérite de ce collectif est de chercher à la faire connaître d'un large public en coopérant avec Memoriav, la Phonothèque nationale suisse et Schweizer Radio und Fernsehen (SRF). Leur ambition est à terme de rendre publiques les 900 pièces numérisées en les proposant sur les stations d'écoute de la Phonothèque nationale et sur Memobase, le portail d'information de Memoriav. Depuis 2013, ces sources sonores sont régulièrement présentées comme de petites pépites dans le cadre de l'émission «Fiirabigmusig» programmée sur *SRF Musikwelle*. Valoriser les archives sonores de la SSR comme le fait le projet «Broadcasting Swissness» participe sans aucun doute à la prise de conscience de la nécessité de sauvegarder le patrimoine culturel audiovisuel suisse.

Une question importante pour notre compréhension de la construction d'une image sonore nationale reste à résoudre: la collection Dür représente-t-elle vraiment la «voix musicale de la Suisse»? Si celle-ci a été conçue comme «une carte de visite musicale de la Suisse», comment interpréter l'absence quasi totale de productions provenant de la Suisse romande? En outre, une approche plus historique aurait permis non seulement de prendre davantage en compte l'impact du cadre géopolitique et des acteurs sur la programmation, mais également d'élargir le point de vue en interrogeant le statut de la musique (populaire) dans d'autres radios internationales. Néanmoins, ce dernier constat ne vise en rien à diminuer la belle démonstration faite ici des perspectives offertes par la musicologie, l'anthropologie culturelle et l'ethnomusicologie pour celui ou celle qui souhaite retracer l'histoire des médias.

*Raphaëlle Ruppen Coutaz, Université de Lausanne*

Susanne Businger, **Stille Hilfe und tatkräftige Mitarbeit. Schweizer Frauen und die Unterstützung jüdischer Flüchtlinge, 1938–1947**, Zürich: Chronos Verlag, 2015, 367 Seiten, 9 Abbildungen.

Die Autorin paraphrasiert im Titel ihrer Dissertation das helvetische Frauenideal der schlichten und opferbereiten Helferinnen, die sich während der 1930er und 1940er Jahre für die Flüchtlinge engagiert haben. Susanne Businger untersucht die Tätigkeiten der deutschschweizerischen Frauenorganisationen und Hilfswerke im Rahmen der offiziellen Flüchtlingspolitik, die nach dem Anschluss von Österreich im März 1938 und den folgenden Grenzschiessungen kontinuierlich restriktiver wurde. Die «Flüchtlinge nur aus Rassengründen», Jüdinnen und Juden, aber auch Sinti, Roma und Homosexuelle durften erst ab Juli 1944 als «an Leib und Leben Bedrohte» die Schweizer Grenze passieren.

Susanne Businger recherchiert die Strukturen der in Vergessenheit geratenen Frauenvereine, wertet deren Jahresberichte, interne Zirkulare und Korrespondenzen aus. Sie berücksichtigt auch Personennachlässe, Memoiren sowie Prozessakten und Verhörprotokolle der bestraften Fluchthelferinnen. Als eine ausgiebige Informationsquelle dienen ihr die Vereinszeitschriften.

*Das Schweizer Frauenblatt* war das Organ des *Bundes Schweizerischer Frauenvereine*, der als ein Dachverband der neutralen Frauenorganisationen 1900 gegründet wurde. Die Pazifistin Clara Nef präsidierte diesen bürgerlichen Verein,

der sich nach Kriegsausbruch – wie die meisten Frauenorganisationen – an der geistigen Landesverteidigung orientierte. Clara Nef setzte sich in Briefen an die Politiker für die jüdischen Flüchtlinge ein.

Den sprechenden Titel *Die Frau in Leben und Arbeit* wählten die Sozialdemokratinnen für ihre Tribüne aus. Einen prägenden Einfluss übte in dieser Zeitschrift Regina Kägi-Fuchsmann aus, die das *Schweizerische Arbeiterhilfswerk* (1936 gegründet) leitete und in einigen Gremien für die Flüchtlingshilfe aktiv war. Die Sozialdemokratinnen halfen den politischen Flüchtlingen und kritisierten die antihumanitäre Spirale der Flüchtlingspolitik. Sie berichteten schon im Dezember 1942 von den Todestransporten von Jüdinnen und Juden nach Osten.

*Die katholische Schweizerin* und *Die Katholische Familie* repräsentierten den konservativen *Schweizerischen Katholischen Frauenbund*. Zu den religiösen Zeitschriften gehörte auch das *Unser Blatt, Monatsblatt für die Schweizer Frau und Mutter*, das vom evangelischen *Schweizerischen Verband Frauenhilfe* herausgegeben wurde. Die Katholikinnen unterstützten die katholischen Flüchtlinge und die Konvertiten. Sie pflegten jedoch bis 1945 antisemitische Ansichten und bedienten sich der diffamierenden rassistischen Terminologie, die sich auch in den Medien durchgesetzt hatte. Die evangelischen Frauen waren vom Flüchtlingspfarrer Paul Vogt beeinflusst, der den Juden Hass bekämpfte und den sogenannten «Flüchtlingsbatzen» und die «Freiplatzaktion» initiierte.

Die Schweizer Sektion der *Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit* wurde 1915 von der Frauenrechtlerin Clara Ragaz gegründet und auch im Zweiten Weltkrieg geführt. Sie vertrat die Ideen des religiösen Sozialismus wie auch ihr Mann, Leonhard Ragaz, der in seinem Periodikum *Neue Wege* gegen den Antisemitismus kämpfte.

Der *Bund Schweizerischer Jüdischer Frauenorganisationen* protestierte moderat gegen die antisemitischen Massnahmen und setzte sich für die Rechte der ausbürgerten Frauen ein, die Ausländer geheiratet hatten. Weil sich die Schweiz als ein Transitland verstand, finanzierten die Frauenorganisationen zusammen mit dem *Verband Schweizerischer Jüdischer Fürsorgen* (bis 1943 *Verband Schweizerischer Israelitischer Armenpflegen*) und dem *Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund* die Weiterreise der jüdischen Flüchtlinge. Ab 1940 bezahlte die kleine jüdische Minderheit den Aufenthalt der etwa 21'000 internierten Männer in den Arbeitslagern sowie der Frauen, Kinder und älteren Menschen in den Heimen. Ohne die Hilfe der internationalen jüdischen Organisationen hätte die Existenz der Internierten nicht gesichert werden können.

Als Antwort auf die Verfolgungspolitik im Dritten Reich und die Flüchtlingswellen sind mehrere Organisationen und Hilfswerke entstanden. Unter anderem die *Schweizerische Arbeitsgemeinschaft Frau und Demokratie* (1933), der alle Frauenverbände – bis auf die Katholikinnen – beitraten. Im gleichen Jahr wurde die *Schweizerische Flüchtlingshilfe* gegründet und 1936 vereinigten sich 16 Hilfswerke in der *Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe*, die einen Gesprächspartner für die Behörden bildete. Alle Frauenvereine organisierten Sammlungen für die Flüchtlings- und Kinderhilfe, ab 1940 unterstützten sie auch die Flüchtlinge in den Internierungslagern. Nach Kriegsende arbeiteten sie mit der *Schweizer Spende für Kriegsgeschädigte* zusammen, die sich bis 1947 in 18 Ländern engagierte.

Susanne Businger verarbeitet in fünf thematisch und chronologisch gegliederten Kapiteln die Flüchtlingsarbeit der Frauenvereine zwischen Solidarität,

Anpassung und Kritik. In detailreichen Analysen setzt sie sich mit der strategischen und spontanen Hilfe von Frauenorganisationen und Einzelpersonen in der Schweiz und im Ausland auseinander. Als eine erfahrene Genderforscherin leistet sie einen bedeutenden Beitrag zur Auswertung der jahrzehntelang verdrängten Frauenrolle während der Kriegs- und Nachkriegszeit.

*Helena Kanyar Becker, Basel*

Géraldine Delley, **Au-delà des chronologies. Des origines du radiocarbone et de la dendrochronologie à leur intégration dans les recherches lacustres suisses**, Hauterive: Office du patrimoine et de l'archéologie de Neuchâtel, 2015 (coll: Archéologie neuchâteloise, 53), 275 pages, ill.

Dans le livre tiré de sa thèse de doctorat, Géraldine Delley propose une histoire des techniques savantes étroitement liée à l'histoire sociale de la production scientifique et des relations entre champs disciplinaires, dont elle déroule la complexité à l'exemple des techniques de datation fondées sur le radiocarbone (14C) et la dendrochronologie dans l'archéologie helvétique.

La première partie du livre est consacrée aux origines de ces techniques scientifiques nées de la physique nucléaire et de la botanique. Il faut saluer ici la clarté de l'argumentation, qui permet au profane d'en comprendre le fonctionnement et ainsi de saisir les enjeux épistémologiques décrits dans les parties suivantes de l'ouvrage. L'auteure retrace ensuite la réception du 14C et de la dendrochronologie dans le contexte archéologique européen, relevant les frictions que pouvait entraîner l'importation dans le champ des techniques issues des sciences dures. En effet, radiocarbone et dendrochronologie ne suscitent pas l'adhésion immédiate des archéologues, même s'ils travaillent sur des périodes pour lesquelles la datation ne peut se fonder sur des sources écrites. La comparaison entre les conceptions très différentes des enjeux de datation aux Etats-Unis et en Europe permet de comprendre l'hostilité de certaines réactions européennes, alors que les Américains adoptent très vite le procédé. Ces derniers accueillent en effet volontiers une méthode palliant le manque de chronologies fiables sur le temps long qui marque l'histoire de leur continent, alors que les Européens voient moins l'intérêt de recalculer des chronologies bien connues par d'autres moyens.

La deuxième partie de l'ouvrage, qui recouvre la période 1950–1965, décrit la réception de la datation par radiocarbone ou dendrochronologie par les archéologues en Suisse. Géraldine Delley montre que les deux méthodes deviennent très vite l'objet d'âpres luttes au sein du champ archéologique et que leur réception ne peut se comprendre sans un retour sur l'*ethos* scientifique qui anime alors les chercheurs, définissant ce qui leur semble pensable ou non et distinguant les pratiques légitimes des impostures. Que nombre d'archéologues aient alors nourri le soupçon que l'importation des deux techniques cachait une tentative de soumission des sciences historiques aux sciences naturelles est révélateur des tensions entre disciplines marquant alors le champ scientifique. L'auteure souligne que cette réception contrariée s'explique aussi par le peu d'intérêt alors observable en Suisse pour les questions théoriques et la recherche fondamentale au profit d'une science débouchant sur des résultats applicables: l'absence de réflexion théorique pour les deux méthodes dans l'archéologie suisse des années 1950–1965 trouve ici une partie de son explication.

La troisième partie (1963–1980) revient sur l'importance des méthodes 14C et dendrochronologie pour les chantiers archéologiques liés à la Deuxième Correction des Eaux du Jura et à la construction de l'autoroute A5. Géraldine Delley montre que c'est dans le contexte de ces fouilles d'une ampleur inédite que le 14C et la dendrochronologie gagnent définitivement leur légitimité en tant qu'outils de datation archéologique; elle souligne aussi que cette reconnaissance s'inscrit dans un changement de paradigme au sein du champ archéologique suisse qui voit la discipline se professionnaliser et gagner ses lettres de noblesse. Le financement fédéral des travaux permet en effet le financement des recherches à une échelle inédite et, en retour, les méthodes développées pour étudier les sites d'Auvernier ou de Douanne transforment profondément les pratiques archéologiques du dernier quart du XX<sup>e</sup> siècle. A cet égard, le chantier de l'A5 est un véritable laboratoire d'expérimentation et de validation de méthodes nouvelles, au nombre desquelles se comptent le 14C et la dendrochronologie, dont plus personne ne songe désormais à contester la légitimité.

En racontant comment deux techniques de datation empruntées aux sciences dures parvinrent à s'imposer en archéologie préhistorique, Géraldine Delley propose une passionnante analyse de l'évolution du champ archéologique et des différents schèmes de pensée qui se cristallisent autour de la légitimité du radiocarbone et de la dendrochronologie entre 1950 et 1980. Elle montre comment des conceptions différentes de la bonne pratique scientifique s'affrontaient au sein de la communauté des archéologues et révèle aussi les tensions opposant les cantons et les universités pour la prédominance au sein du champ scientifique helvétique. L'usage de la sociologie critique de Pierre Bourdieu et du concept de traduction des discours et pratiques de Bruno Latour permet de donner un soubassement théorique utile à la réflexion sur la place des techniques comme objets de lutte et de positionnement au sein du champ scientifique, ainsi que sur les défis posés par le transfert de techniques qu'il a fallu adapter au contexte archéologique.

Géraldine Delley apporte un éclairage nouveau sur l'usage de la dendrochronologie et du radiocarbone 14C dans les pratiques archéologiques suisses. Elle montre que leur introduction dans la discipline ne peut être réduite à une simple innovation technique, mais pose la question de la définition des pratiques scientifiques légitimes et de la circulation des méthodes entre les disciplines au sein d'un champ où ces méthodes deviennent autant de manières de promouvoir ou de défendre sa position et son rang. Par sa rigueur méthodologique et son originalité théorique, l'ouvrage est appelé à faire date dans l'histoire des pratiques scientifiques en Suisse.

*Fabrice Flückiger, Université de Neuchâtel*

Pierre Jeanneret, **Michel Buenzod: L'homme engagé, l'écrivain**, Vevey: L'Aire, 2016, 176 pages.

Qui connaît Michel Buenzod? *Le Dictionnaire historique de la Suisse* n'en dit mot, *l'Histoire de la littérature en Suisse romande* dirigée par Roger Francillon l'évoque brièvement. Mérite-t-il pour autant de disparaître des mémoires? Non, a répondu l'historien Pierre Jeanneret qui consacre un joli ouvrage à ce personnage qui a marqué, plus par sa personnalité que par les postes qu'il a occupés, l'histoire du mouvement communiste suisse, et en particulier celle de son émanation vaudoise: le Parti ouvrier et populaire (POP).



Exercice périlleux auquel s'est livré l'auteur en vérité... Car Jeanneret a bien connu le sujet de son livre, né en 1919 et décédé en 2012. Il l'a côtoyé dans les couloirs du parti dont il est lui-même un membre fidèle, l'a hautement apprécié même si les deux hommes n'ont pas toujours jugé les événements scandant l'histoire de leur parti de la même façon. Comment dès lors aborder la vie et l'œuvre d'un ami politique, avec lequel on a partagé tant de combats communs? L'auteur n'élide pas la question et sa démarche pourra inspirer de futurs historiens qui seraient confrontés à des questions similaires. C'est ainsi un ouvrage hybride qui nous est offert, oscillant entre biographie et témoignage, mais du plus haut intérêt pour celle ou celui qui souhaite pénétrer les détails de l'histoire du communisme suisse et ses liens avec l'histoire littéraire de notre pays.

Lui-même auteur d'une biographie de référence sur son grand-père et pilier du communisme suisse, le médecin Maurice Jeanneret-Minkine, mais aussi d'un riche récit consacré à son père et, surtout, d'un livre fondamental sur l'histoire du POP, Pierre Jeanneret n'a pas hésité à affronter les problèmes spécifiques non seulement de la biographie historique, mais aussi de la nécessaire distance que le narrateur se doit d'adopter avec son objet d'étude. Et c'est une fois de plus avec maestria qu'il franchit l'obstacle. Ce faisant, il apporte également une réponse stimulante à une autre interrogation théorique qu'est souvent amené à se poser l'historien qui se consacre à cette discipline à la fois controversée et fascinante qu'est l'art biographique: est-ce utile de s'intéresser aux personnages dits «secondaires» de la «grande» histoire? Le débat n'est pas nouveau et la contribution de Jeanneret confirmera dans leur opinion ceux qui, dont je fais partie à titre personnel, pensent que oui. La politique vit et prend son sens à travers des personnalités, célèbres ou non. C'est à travers elles que la complexité de la politique revêt son authentique dimension, que les idées s'animent, que certains conflits s'éclairent parfois. Les institutions existent pour et par les individus, par le truchement de leurs actions, de leurs pensées.

C'est ainsi le portrait d'un militant infatigable, communiste convaincu, qui a marqué de nombreuses générations d'élus populistes, que brosse Pierre Jeanneret. Mais ce militant, qui adhère en 1943 à un parti alors condamné à la clandestinité, ne s'est pas exprimé que sur les questions politiques. Auteur dramatique et écrivain reconnu, Michel Buenzod est aussi un artiste dont l'œuvre, en définitive, ne divorce pas de ses engagements politiques. Ses deux sphères d'activité s'interpénètrent et la richesse du personnage n'est saisissable que dans leur symbiose. Jeanneret ne cache cependant pas les impasses dans lesquelles Buenzod s'est enfoncé. Crispé sur la ligne du parti soviétique, il en épouse toutes les contorsions et accepte son exclusion, en 1951, lorsqu'il s'éloigne de la position neutre qu'entendait adopter le parti suisse par rapport aux autres partis communistes alignés sur Moscou. Pour Buenzod, brièvement membre du Conseil communal de Lausanne et du Grand Conseil vaudois dans les années 1950, l'URSS est l'unique garant de la paix dans le monde et Staline le maître qu'il faut vénérer. À la fin de sa vie, réintégré en 1987, il considérera l'effondrement de l'URSS comme la plus grande calamité du XX<sup>e</sup> siècle. Entre 1951 et 1987, Buenzod accompagnera le communisme par de nombreux combats, comme secrétaire romand de l'Association Suisse-URSS, au sein du mouvement contre l'armement atomique, et surtout par la plume, comme journaliste, dans la presse officielle du parti, dans celle des dissidents qui ont subi le même sort que lui par la suite. Réintégré, moyennant une inévitable autocritique qu'il essaiera de relativiser en stigmatisant les erreurs du

parti, il écrira abondamment, y compris dans *Gauchebdo*, l'organe actuel du POP.

Un récit dense, autour d'un personnage «secondaire» de l'histoire, mais dont le parcours explique aussi ce que fut la rugosité des combats politiques et la réalité des rapports de force, l'aune à laquelle se mesure toujours le succès dans ce monde si particulier de la vie partisane, dans laquelle se mire en définitive la richesse de la vie sociale. Un regret néanmoins. Pierre Jeanneret, dans la seconde partie de l'ouvrage, présente les pièces et romans de Buenzod, en les résumant et en les commentant brièvement. Outil précieux pour les lecteurs, dont je suis, non familiers de son œuvre. Mais peut-être eût-il été plus précieux de présenter davantage ses écrits de fiction dans le cadre de sa pensée. Sans doute Buenzod n'est-il pas un théoricien, mais tous ses écrits baignent dans sa profonde connaissance de l'histoire du mouvement communiste et reflètent l'intensité de ses combats. Jeanneret aurait pu exploiter davantage cette dimension. Mais c'est un péché véniel au regard de l'intérêt de son travail.

*Olivier Meuwly, Lausanne*

### *Allgemeine Geschichte / Histoire générale*

Chantal Camenisch, **Endlose Kälte. Witterungsverlauf und Getreidepreise in den Burgundischen Niederlanden im 15. Jahrhundert**, Basel: Schwabe Verlag, 2015 (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte, Bd. 5), 523 Seiten, 7 Abbildungen.

Chantal Camenisch gelingt es in ihrer an der Universität Bern vorgelegten Dissertation, das «Zusammenspiel von Witterung und konjunktureller Entwicklung» (S. 29) aufzuzeigen. Dafür führt sie die von Christian Pfister an frühneuzeitlichen Quellen entwickelten relativen Indizes-Systeme konsequent ins Spätmittelalter zurück und versucht ihre Datenreihen mit einer zeitlichen Auflösung nach Jahreszeiten zu rekonstruieren. Sie korreliert Getreidepreisreihen mit ihren Witterungsrekonstruktionen und einer Untersuchung zu Witterungsfolgen.

Der zu besprechende Band ist in zehn Kapitel unterteilt, auf die Einleitung (S. 13–70) folgen allgemeine Überlegungen zu den «Faktoren der Getreidepreisbildung in der vorindustriellen Zeit» (S. 71–130) sowie den «Burgundischen Niederlande[n] im 15. Jahrhundert» (S. 131–160). Das Herzstück der Arbeit bildet die Darstellung im vierten Kapitel «Witterungsverlauf in den Burgundischen Niederlanden im 15. Jahrhundert» (S. 161–382), in dem konkrete Witterungsereignisse im Detail besprochen werden. Dabei werden die Jahreszeiten getrennt nach Temperatur und Niederschlag untersucht und dargestellt. Als unterste zeitliche Ebene werden hierfür Dekaden genutzt, um die Einzelereignisse zusammenzufassen. Zu betonen ist, dass neben der von der früheren Forschung rekonstruierten Temperatur die Autorin auch die deutlich schwerer zu fassenden Niederschlagsdaten anhand der Überlieferung vorbildlich rekonstruiert hat. Die Ergebnisse des dritten und vierten Kapitels werden dann im fünften Kapitel «Witterungsverlauf und Getreidepreise in den Burgundischen Niederlanden im 15. Jahrhundert» (S. 383–426) zusammengeführt. Mit einem Fazit (S. 427–432), einer ausführlichen Bibliographie (S. 433–496), einem Anhang (S. 497–508) und

mehreren Verzeichnissen (S. 509–512) endet der durch ein Personen-, Orts und Sachregister (S. 513–523) mustergültig erschlossene Band. Positiv anzumerken ist, dass für sämtliche chronologische Angaben parallel die Daten in julianischer und gregorianischer Zeitrechnung angegeben sind, was den Ergebnissen eine hohe Anschlussfähigkeit an frühneuzeitliche Datensammlungen ermöglicht.

Die Erträge der Arbeit, der ausführliche Katalog sämtlicher überlieferter Witterungsereignisse des 15. Jahrhunderts in den Burgundischen Niederlanden und die zwei zusammenfassenden Tabellen im Anhang, bilden eine belastbare Basis für künftige Forschungen zur Region, zum 15. Jahrhundert allgemein wie auch zu den Witterungsereignissen im 15. Jahrhundert. In den Tabellen werden zunächst die Klimaindizes für alle Jahreszeiten von 1400 bis 1500 getrennt nach Temperatur und Niederschlag aufgeführt. Dies geht weit über den bisherigen Forschungsstand hinaus.<sup>2</sup> Die Dichte der Daten ist dabei – erwartungsgemäss – höchst inhomogen; für fünf Jahre (1404, 1466, 1467, 1473, 1498) sind die Daten fast vollständig vorhanden, für fünf andere Jahre (1403, 1410, 1411, 1449, 1463) dagegen gar nicht bekannt. Von den zusammengerechnet 800 möglichen saisonalen Indizes (Temperatur- und Niederschlagswert für Frühling, Sommer, Herbst und Winter in 100 Jahren) in den Jahren 1400 bis 1500 konnte die Autorin aufgrund der Überlieferung 386 ermitteln; mithin erzielt diese Datenreihe für die Burgundischen Niederlande eine Gesamtdichte von 48,3 Prozent. Bei den Angaben zu Wintertemperaturen wurden 82 Prozent erreicht, bei den Herbsttemperaturen nur 32 Prozent, die Sommerniederschläge konnten zu 61 Prozent klassifiziert werden, die Frühlingsniederschläge dagegen nur zu 32 Prozent; alle anderen Werte ordnen sich jeweils dazwischen ein. Camenisch betont denn auch treffend: «Aufgrund der Quellenlage eignet sich nicht jede Region Europas für eine Untersuchung des Witterungsverlaufes im Spätmittelalter. Hervorragende Konditionen bieten in dieser Hinsicht diejenigen Gebiete, die während des 15. Jahrhunderts als Burgundische Niederlande in die Geschichte eingingen» (S. 14). Für die Frühneuzeit sind – wie am überzeugendsten Christian Pfister in seinen verschiedenen Arbeiten nachgewiesen hat – so viele Daten dokumentiert und überliefert, dass sich fast immer saisonale, ab einer bestimmten Zeit sogar monatliche Indizes rekonstruieren lassen. Dagegen scheint bereits mit dem 15. Jahrhundert eine Übergangszeit erreicht zu sein, in der die statistischen Lücken so gross sind, dass es – trotz der vergleichsweise hervorragenden Überlieferung in der hier untersuchten Region – je tiefer man in die Vergangenheit blickt, desto weniger möglich ist, dichte saisonale Datenreihen aufzustellen.

Wichtige Ergebnisse der Arbeit – neben den Datenreihen und der erfolgreichen Korrelation mit den Getreidepreisen – bilden die Filterung, Darstellung und Analyse dreier grosser Subsistenzkrisen, die in den 1430er, 1480er und am Übergang von den 1480/1490er Jahren grössere Teile Mitteleuropas betroffen haben. Die Darstellung bildet ein grundlegendes Werk zum Verständnis des 15. Jahrhunderts, weil es die Umwelt als vierte Kategorie der Geschichtswissenschaft – neben Politik, Wirtschaft und Kultur – in Form der saisonalen Witterung in dem auch für die europäische Geschichte wichtigen Raum der Burgundischen Niederlande zugänglich macht. *Endlose Kälte* bildet einen neuen Meilenstein bei der Rekon-

2 Zuletzt Rüdiger Glaser: *Klimageschichte Mitteleuropas. 1200 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen*. Darmstadt <sup>3</sup>2013, S. 61–93.

struktion von Klimaindizes. Chantal Camenisch hat eine detailreiche, dicht belegte und für den schnellen Zugriff optimierte Studie vorgelegt, die vielerlei Anregungen bietet und deren mit Sorgfalt angewendete Methodik eine hohe Anschlussfähigkeit an die erarbeiteten Daten für ähnliche Untersuchungen ermöglicht.

*Thomas Wozniak, Tübingen*

Heiko Haumann, **Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung**, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2012, 533 Seiten.

Heiko Haumann, **Schicksale. Menschen in der Geschichte. Ein Lesebuch**, Wien/Köln/Weimar: Böhlau: 2012, 468 Seiten.

Mit diesen beiden Bänden legt Heiko Haumann, emeritierter Osteuropahistoriker der Universität Basel, seine gesammelten Aufsätze oder jedenfalls die wichtigsten vor. Ein erster Band bündelt Beiträge mit theoretischen und methodischen Überlegungen, der zweite, als «Lesebuch» untertitelt, solche, die zwar handwerklich genauso solide sind, bei denen jedoch der narrative Charakter stärker im Vordergrund steht. Es wird darin in erster Linie die Geschichte menschlicher Schicksale erzählt. Beide Bände zeugen von der Vielfalt und Reichhaltigkeit der Forschungsthemen von Heiko Haumann, die die Geschichte der Juden, der Sowjetunion und des Stalinismus, der Bauern und der Jugend, der Industrialisierung und des Nationalsozialismus und sogar des Fussballs umfassen, im Kern sich aber um Judentum und Bolschewismus drehen. Zusammengeführt werden die beiden Kernthemen in der bislang unveröffentlichten Abschiedsvorlesung, die in fein zisierten Sätzen und unter Einbeziehung von Bildern Chagalls ein breites Panorama der ostjüdischen Lebenswelt auffächert. Konzeptionell geht es in den hier publizierten Aufsätzen um den Wandel der Sozialbeziehungen in Russland und der Sowjetunion, in Deutschland, in Polen und in der Schweiz, um die Disziplinierung der Arbeiter, um Utopie und Gewalt. Wobei stets der Mensch, der historische Akteur im Zentrum steht, seine Erfahrungen und vor allem die Erinnerung. Nicht zuletzt befasst sich eine ganze Reihe von Aufsätzen mit dem theoretischen Umgang mit Geschichte. Zeitlich reicht der Bogen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert – letzteres freilich klar überwiegend.

Die Klammer all dieser alltags-, sozial- und regionalgeschichtlichen Ansätze bietet das aus der phänomenologischen Soziologie stammende Konzept der Lebenswelt, zu dessen Nutzarmachung für die Geschichtswissenschaft Heiko Haumann grundlegend beigetragen hat. Er hat diesen Begriff nicht einfach mit lokalen Bezügen gleichgesetzt, sondern als Zugriff einer verstehenden Sozialwissenschaft zu den Sinngebungen der Akteure verstanden. Mikro- und Makroebene, Individuum und Struktur werden als im Wechselverhältnis stehend gesehen, nicht als Gegensatz. Besser als es eine Paraphrasierung ausdrücken könnte, hat er dies in seinem 1994 erstmals publizierten und hier wieder abgedruckten Aufsatz «Utopie einer herrschaftsfreien Gesellschaft und Praxis gewaltloser Verhältnisse» formuliert: «Über den Zugang zu einer Lebenswelt kommt die alltägliche Praxis des Individuums ebenso ins Blickfeld wie – als kulturelle Perspektive – dessen Beziehungen zu den Strukturen der Gesellschaft. Und da das Individuum nicht isoliert existiert, sondern in einem Kommunikationsprozess steht, erschliessen sich zugleich die Verbindungen zu anderen Lebenswelten und über sie Schritt für Schritt die Beziehungsgeflechte vieler Individuen in ihrer Vernetzung mit der strukturellen Vielschichtigkeit der Gesellschaft.» (S. 257) Als



probate Quellen für diesen Ansatz bieten sich Selbstzeugnisse an. Wie das methodisch umgesetzt werden kann, zeigt Heiko Haumann in verschiedenen Aufsätzen exemplarisch anhand von empirischen Beispielen. Tagebücher, aber auch Fotografien dienen dafür als Material. So etwa im Aufsatz «Blick von innen auf den Stalinismus. Zur Bedeutung von Selbstzeugnissen», in dem der Autor eben Schritt für Schritt darlegt, wie die Perspektive des Akteurs, seine zu Erfahrung verarbeitete Wahrnehmung (also nicht einfach seine Erlebnisse), rekonstruiert werden kann. Nuanciert geht er dabei auch auf skeptische Einwände ein, wie den Fragen nach der Generalisierung auf andere Menschen und inwiefern die in den Selbstzeugnissen mitgeteilten Informationen auch zutreffend sind oder ob sich darin, mit aller kritischen Vorsicht gegenüber dem Begriff formuliert, auch «Fakten» finden lassen.

Beide Bände lassen sich als Lesebücher nutzen. Es lohnt sich sogar, unsystematisch und nach Lust und Laune zu lesen. Es ergeben sich dabei ungewöhnliche und gedanklich anregende Verknüpfungen, etwa zwischen Amerika und Sibirien, zwischen dem Elztal und der DDR, zwischen Freiburg im Breisgau und Leningrad. Man erfährt nicht nur viel Aufschlussreiches, etwa über die Stachanov-Bewegung, über das jüdische Prag oder über Albert Leo Schlageter, sondern man macht auch Entdeckungen, wie die Berechnungen des Berliner Professors der Nationalökonomie Karl Ballod, Mitglied der SPD, der 1898 die Prognose aufstellte, dass dank der Produktivitätsgewinne alle Deutschen (meinte er auch die Frauen?) nach ihrer Schulpflicht nur noch fünf Jahre arbeiten müssten! Die produktive Anwendung des Konzepts Lebenswelt ermöglicht es dem Historiker, individuelle Lebensgeschichten als Scheinwerfer auf Systemzusammenhänge zu verwenden, und gleichzeitig zu zeigen, wie die Einzelnen mit ihren Erfahrungen umgehen und sie verarbeiten. Die beiden Bände geben Einblick in die Denk- und Arbeitsweise eines immens produktiven Historikers. Die Lektüre ist lehrreich und unterhaltsam zugleich. Mehr kann man von der Geschichtsschreibung wohl kaum verlangen.

Brigitte Studer, Bern

Christoph Manasse, **Auf der Suche nach einer neuen jüdischen Identität. Der Schriftsteller Karl Lieblich (1895–1984) und seine Vision einer interterritorialen Nation**, Köln: Böhlau Verlag, 2015, 364 Seiten, 2 Abbildungen.

Christoph Manasses Studie *Auf den Spuren nach einer neuen jüdischen Identität* wirft einen detaillierten Blick auf den Schriftsteller Karl Lieblich und seine Vorstellungen sowohl «einer interterritorialen Nation», wie es der Untertitel der Dissertationsschrift verrät, wie auch einer neuen jüdischen Identität. Methodisch nähert sich Manasse aus einer mikrohistorischen Perspektive der Frage an, inwiefern Karl Lieblich die Debatten seiner Zeit aufgenommen, verarbeitet und in Form neuer Ideen und konkreter Konzepte weitergedacht hat. Manasses Ansatz stellt die kulturpolitischen Vorstellungen und Werke Karl Lieblichs in einen komplexeren zeitgenössischen Diskurszusammenhang, indem er bisher noch unbekanntes Material in seine Analyse miteinfließen lässt und die Bedeutung politischer Theorien und Bewegungen aus der Zeit der Weimarer Republik in den Fokus nimmt. Manasse erforscht entlang der Vorträge und Veröffentlichungen Lieblichs – beginnend in den späten 1920er Jahren – dessen Welt- und Gesellschaftsbild sowie dessen Sicht auf die Rolle des Judentums in der modernen Gesellschaft. Wichtige Referenzen für die Auffassungen Lieblichs sieht Christoph

Manasse dabei in den immer wieder aufgegriffenen Themenkomplexen um Chassidismus und Antisemitismus, wie auch in Lieblichs Reflexionen über die Werke und Gedanken bedeutender zeitgenössischer jüdischer Intellektueller, beispielsweise Simon Dubnow oder Martin Buber.

Karl Lieblich, der neben seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt in Stuttgart auch schriftstellerisch tätig war, machte zwischen 1928 und 1932 mit Vorträgen auf sich aufmerksam, die später zusammengefasst in den Sammelbänden *Wir jungen Juden. Drei Untersuchungen zur jüdischen Frage* (1931) und *Was geschieht mit den Juden? Öffentliche Frage an Adolf Hitler* (1932) erschienen. Für Karl Lieblich, das tritt bereits bei seinem ersten Vortrag *Judenhass als Judenschicksal. Über das Problem jüdischer Vergangenheit* im November 1928 hervor, wurde die Frage nach einer Lösung des Antisemitismusproblems zum Ausgangspunkt seiner kulturpolitischen Überlegungen. Laut Manasse verstand Lieblich den Antisemitismus als eine von Gott auferlegte Prüfung, die es zu bestehen galt und er verstand ihn als vielleicht wichtigstes Merkmal des Judentums: Judenhass als identitätsstiftendes Moment und essentielle Überlebensgrundlage des Judentums. Nicht traditionelle Werte, sondern die Bedrohung durch den Antisemitismus sowie der stetige «Konkurrenz- und Verteidigungskampf» (S. 29) gegen andere Völker stärkten den Zusammenhalt des jüdischen Volkes in der Diaspora. Diese Beobachtungen formten Lieblichs politisches Hauptanliegen einer fundamentalen Umwandlung des Judentums, das nicht mehr negativ durch eine äussere Bedrohung konstituiert sein sollte. Eine Idee, die nicht nur die Gründung des *Bundes für Neues Judentum* zur Folge hatte, sondern letztlich, wohl als Reaktion auf die Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933, in einem Gesetzesentwurf zur jüdischen Kulturautonomie gipfelte. Anders als die Zionisten sah Karl Lieblich diese Neuordnung jedoch nicht an einen neuen geographischen Ort für das Judentum gebunden, vielmehr strebte er eine «innere Emanzipation»<sup>3</sup> an – eine Befreiung von Starrheit durch alte, festgefahrene Traditionen innerhalb der jüdischen Religion. Für ihn wurde der Chassidismus zu einem zweiten identitätsstiftenden Moment, das Lieblich vor allem literarisch aufgriff. Das chassidische Lebensethos, so stellt es Christoph Manasse anschaulich dar, zeichnete dabei jedoch keineswegs den Weg in eine Erneuerung des Judentums auf, sondern wurde zur Grundlage einer Vorstellung für eine Gesellschaft, wie sie Karl Lieblich dann durch seine Vereinigung *Bund für Neues Judentum* auf praktische Weise umzusetzen versuchte.

Neben Lieblich befassten sich auch andere zeitgenössische jüdische Intellektuelle mit den Bewegungen, die sich durch das moderne nationalstaatliche Denken und den erstarkenden Antisemitismus entwickelten und denen Lieblich nicht unkritisch gegenüberstand: Assimilation, Zionismus oder ein jüdischer Nationalismus. Es entstand, so skizziert es diese Forschungsarbeit, ein reger Austausch, sei es als Reaktion auf Lieblichs Vorträge und spätere Veröffentlichungen oder in Form persönlicher Treffen oder Korrespondenzen. Dass er dabei für seine Ideen und Konzepte nicht nur gelobt wurde, verdeutlicht Christoph Manasse, indem er etwa Karl Lieblichs Briefwechsel mit Martin Buber und anderen detailliert bespricht. Buber, wie auch Dubnow, fand zwar Komplimente für Lieblichs Denkansätze, übte aber auch harsche Kritik an einigen seiner Ideen – gerade auch, um seine eigenen Theorien und Überlegungen, die sich bei Lieblich immer wieder

3    Arbeitsheft Nr. 3 ab 1927, Deutsches Literaturarchiv, Marbach, A: Lieblich, 89.98.10., S. 77.

erkennen lassen, davon abzugrenzen. Christoph Manasse hebt die Bedeutung Bubers für Lieblichs Konzepte zwar deutlich hervor, daneben unterstreicht er aber auch seine These zur Komplexität und diskursiven Vernetzung von Lieblichs politischen Konzepten mit fundierten Auseinandersetzungen zu verschiedenen zeitgenössischen Entwicklungen und Denkströmungen. So gibt er Einblick in den sich gesellschaftlich weiter verstärkenden Antisemitismus während des Ersten Weltkriegs oder arbeitet die Entwicklung kulturpolitischer Konzepte zur Frage eines inter- oder intraterritorialen Judenstaates und deren Umsetzung und Entwicklung in den baltischen Staaten zwischen 1919 und 1940 auf.

Manasse schafft es, die Person Karl Lieblich sowie dessen politisches Denken in einen wissenschaftlichen Fokus zu rücken; gleichzeitig greift er auch zeitgenössische Tendenzen präzise auf und stellt sie in Zusammenhang mit den von Lieblich entworfenen Gesellschaftsideen. Das Produkt ist eine Forschungsarbeit, die mehr ist als die Präsentation der intellektuellen Arbeiten eines Individuums; sie verhandelt auf hochkomplexe Weise zeitgenössische jüdische wie nichtjüdische Denkmuster im Gesellschafts- und Weltgefüge im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.

*Anika Reichwald, Hohenems*

Christa Wirth, **Memories of Belonging. Descendants of Italian Migrants to the United States, 1884–Present**, Leiden, Boston: Brill, 2015 (Studies in Global Social History, Bd. 17, Studies in Global Migration History, Bd. 5), 406 Seiten.

1913 brachen Giovanni und Elvira Soloperto mit ihren zwei Kindern aus dem süditalienischen Dorf Sava in die USA auf und liessen sich in Worcester, Massachusetts nieder, einem Ort mit einem «complex ethnic mix» (S. 111) von Einwanderer/innen aus Italien, Schweden, Irland, Polen und anderen Ländern. Seither hat sich die «Migrationsfamilie» Soloperto im Laufe von fünf Generationen in verschiedene Regionen der USA und teilweise auch Europas verstreut, wobei viele von ihnen in Worcester geblieben sind. Man könnte es eine klassische Geschichte (italienischer) Migration nennen, wie sie unzählige Male und überall auf der Welt anzutreffen ist, gewissermassen eine Geschichte der *conditio humana*, wie Migrieren einst von Klaus Bade bezeichnet wurde. Es ist die Geschichte einer «Migrationsfamilie», in der verschiedene Biografien, soziale Verhältnisse, berufliche Lebensläufe und verwandtschaftliche Verflechtungen zum Tragen kommen und die Bedeutung des migratorischen Ursprungs im Laufe der Generationen allmählich zu verblassen scheint.

Hier setzt die Studie von Christa Wirth an, indem sie die Erinnerungswelten einzelner Familienmitglieder erkundet, gleichsam das familiäre Gedächtnis zum Vorschein bringt und dabei individuelle und gesellschaftliche Vergangenheit miteinander verknüpft. Es geht Christa Wirth, die selber zur vierten Generation der ausgewanderten Solopertos zählt und diesen «insider vs. outsider status» (S. 49) selbstkritisch als Herausforderung für ihre Forschung thematisiert, nicht nur darum, soweit wie möglich zu zeigen, was geschehen ist, sondern in erster Linie, wie Migration von den 34 interviewten Familienmitgliedern erinnert wird, welche Bedeutung italienische Herkunft und – wie sie es nennt – «Italianness», in den erinnernden Erzählungen, in den Vorstellungen und Lebenswelten der Solopertos hat. Als weitere Quellen dienen ihr Parlamentsprotokolle, administrative Unterlagen, Gesetzestexte, Passagierlisten und so weiter, ebenso persönliches Quellenmaterial wie Briefe, Tagebücher, Postkarten, Fotografien und Zeichnungen.

So lebt die Studie denn auch von der Verbindung des umfangreichen mündlichen Erinnerungsmaterials mit vielfältigen schriftlichen Quellen, aber auch von der stringenten Einbettung in historische Kontexte sowie den klugen Bezugnahmen auf (US-amerikanische) Forschungsdebatten.

So wird beispielsweise die für die amerikanische Migrationsgesellschaft lange dominante Assimilationsperspektive kritisch beleuchtet, die im besonders populären, oftmals sozialwissenschaftlich legitimierten Verständnis des *melting pot* und im sogenannten, von der aktuellen US-Geschichtsforschung wiederbelebten *immigration paradigm* ihren Ausdruck findet. Gemeint ist damit die allmähliche Verschmelzung der Einwanderer/innen und ihrer nachfolgenden Generationen in die durch sozialen Aufstieg, materiellen Wohlstand und demokratische Werte gekennzeichnete Mainstreamgesellschaft, wofür gerne die ost- und südeuropäische Immigration um die vorletzte Jahrhundertwende, speziell jene aus Italien, als Beispiel dient. Nicht nur relativiert Christa Wirth diese lineare, eindimensionale Entwicklungsperspektive, sondern sie verweist auch darauf, wie stark italienische Migranten/innen mit Ausgrenzung und Diskriminierung konfrontiert waren, und betont, dass «Italianness for many descendants [...] with painful memories of discrimination» (S. 316) einhergehe. Oft werde vergessen, dass ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert, als im Zuge des aufkommenden *nativism* die Einwanderungsbestimmungen massiv verschärft wurden und in den *Immigration Act* von 1924 mündeten, Diskurse und Politiken der Exklusion gegen eine Reihe von Migrationsgruppen, inklusive der italienischen, weit verbreitet waren.

Eine Zäsur in der Familiengeschichte der Solopertos bildete der Moment, als Beatrice La Motta, Tochter von Giovanni und Elvira Soloperto, in den 1930er Jahren Worcester in Richtung Boston und später New Hampshire verliess und in der Folge gleichsam eine zweite Verwandtschaftslinie entstand, in der «Beatrice's physical and emotional disconnection [...] as a motif in the speech of her children and grandchildren» (S. 159) immer wieder auftaucht. Auf der Gegenseite steht die Worcester-Linie der Solopertos, wo «memories of togetherness», Kontinuität von «Italianness» und die Veralltäglichung von Migrationserinnerungen ausgeprägter sind und sich die «symbolische Ethnizität» unter anderem aus lokalen Erinnerungsorten, Auseinandersetzungen mit populärkulturellen Zuschreibungen (z.B. Fernsehserien wie «The Sopranos») und Traditionen und Ritualen (z.B. Essensvorbereitungen) speist. Die Gegenüberstellung der Erinnerungsnarrative dieser beiden familiären Stränge zieht sich als roter Faden durch die Studie, wobei sich zeigt, dass die Erzählungen der Gesprächspartner/innen zu gesellschaftlichen Themen und sozialen Erfahrungen wie Geschlechterbeziehungen, Bildung, Konfession und religiösen Praktiken sehr vielfältig sind und generalisierende Unterschiede zwischen den beiden Verwandtschaftslinien nur schwer auszumachen sind. Am auffallendsten erweist sich sicherlich die Differenz, wenn es um die Bedeutung der Kategorie «Klasse» geht, da in der Worcester-Linie bis heute mit Stolz auf die eigene Geschichte als Teil der *working class* verwiesen wird, während die Erinnerungen bei den weggewanderten Solopertos stark vom klassischen amerikanischen Mittelebenen-Narrativ sozialer Mobilität geprägt ist, obschon dieses angesichts der zusehends prekären sozioökonomischen Verhältnisse unter der jüngeren Generation auch in Frage gestellt ist.

Die Stärke der Studie von Christa Wirth liegt darin, dass sie nicht nur die Familiengeschichte der Solopertos erzählt, sondern auch zentrale sozial- und migrationshistorische Fragen aufgreift. Methodisch innovativ und erzählerisch



anregend, wenn auch zuweilen etwas redundant, leistet sie damit über ihren exemplarischen Charakter als Fallstudie hinaus einen originellen und gehaltvollen Beitrag zur historischen Migrationsforschung. Dazu trägt die differenzierte, nahezu strukturalistische Anwendung von *Oral History* und der gekonnte, transdisziplinäre Umgang mit Konzepten und Ansätzen aus der Migrationsliteratur wie auch der Gedächtnis- und Geschlechterforschung und den *Whiteness Studies* bei. Es ist zu hoffen, dass die Studie, die auf einer an der Universität Zürich eingereichten Dissertation basiert, auch eine transatlantische wissenschaftliche Transferwirkung erzielt, indem sie der europäischen und insbesondere schweizerischen historischen Migrationsforschung, die im Vergleich zur amerikanischen puncto methodischer Vielfalt und Innovation noch am Anfang steht, zusätzliche Impulse verleiht, vor allen wenn es um den Untersuchungsgegenstand der Migranten und Migrantinnen als handlungsmächtige Subjekte der Geschichte geht.

*Damir Skenderovic, Fribourg*

Marina Cattaruzza, **L'Italia e la questione adriatica. Dibattiti parlamentari e panorama internazionale (1918–1926)**, Bologna: il Mulino, 2014 (Dibattiti storici in Parlamento. Collana dell'Archivio Storico del Senato della Repubblica, 4), 592 Seiten.

Das umfangreiche Werk widmet sich einem wesentlichen Konfliktpunkt in der verunglückten Friedensregelung nach dem Ersten Weltkrieg, jenem der Fiume und Dalmatien betreffenden Grenzen im Adria-Raum zwischen Italien und dem neu gebildeten Südslawenstaat, deretwegen im Juni 1919, Juni 1920 und Juni 1921 die italienischen Regierungen Orlando, Nitti und Giolitti stürzten. Der Band besteht zu etwa einem Drittel aus einer kenntnisreichen Einleitung der unlängst emeritierten Berner Neuzeit-Professorin Marina Cattaruzza und zu rund zwei Dritteln aus einem Quellenteil mit Auszügen aus verschiedenen parlamentarischen Voten zum Konflikt.

Die Einleitung ist in sechs vornehmlich anhand einschlägiger Debatten in Deputiertenkammer und Senat erarbeitete Kapitel gegliedert. Sie handeln von Kriegsende, Friedenskonferenz und Sturz der Regierung Orlando (1), von Gabriele D'Annunzios folgenreichem «Marsch auf Fiume» im September 1919 (2), vom italienisch-jugoslawischen Rapallo-Vertrag vom November 1920 (3), von der Zeit unmittelbar nach diesem Vertrag mit dem Ende des D'Annunzio-Abenteuers und Giolittis innenpolitischem Scheitern (4) und von der wegen der französischen Konkurrenz und Albanien nur kurzen Idylle in den Beziehungen der zwei Staaten während der ersten Regierungsjahre Mussolinis, als die Stadt Fiume dank den Römern Abkommen vom Januar 1924 italienisch wurde (5); darauf folgen noch einige abschliessende Betrachtungen zur Opposition Wilsons gegen die italienischen Forderungen und zur Nachkriegskrise des Landes (6).

Die im Wesentlichen diplomatiegeschichtliche Einleitung behandelt den gesamten Zeitraum zwischen 1918 und 1926 detailliert, aber ungleich ausführlich. Die italienische Nachkriegskrise wird als ganze aufgerollt, einschliesslich Mussolinis Machtergreifung und ihrer Folgen; ein klarer Schwerpunkt liegt aber auf den Jahren 1918 bis 1920. Eindrücklich herausgearbeitet werden vor allem die Gegensätzlichkeiten in der Nachkriegspolitik des Königreichs, das – wie jedenfalls Ministerpräsident Nitti am 8. Dezember 1919 im Senat festhielt – freiwillig und aus ideellen Gründen in den Krieg eingetreten war (S. 100), nach dessen Ende aber

hartnäckig auf den territorialen Forderungen beharrte, die von der Entente im Londoner Vertrag vom April 1915 zugestanden worden waren. In diesem Kontext wies am 28. Dezember 1919 Armeegeneral Di Robilant, der D'Annunzios Marsch auf Fiume hätte verhindern wollen, im Senat auf den eklatanten Widerspruch hin, dass man nicht gestützt auf das Selbstbestimmungsrecht Fiume und als Erfüllung des Londoner Geheimvertrags Dalmatien verlangen könne (S. 371).

Letztlich gründete Italiens verhängnisvolles Nachkriegs-Malaise darin, dass es kraft seiner im Krieg erbrachten Opfer gleichberechtigt neben den anderen Grossmächten USA, Grossbritannien und Frankreich zu stehen beanspruchte, was von diesen (in italienischer Optik vornehmlich wegen des jugoslawisch orientierten US-Präsidenten Wilson) indessen nicht so gesehen wurde. Die nationale Frustration, die sich in der von D'Annunzio geprägten Metapher von der «vittoria mutilata» ausdrückte, gehört denn auch zu den wesentlichsten Gründen für Mussolinis Machtergreifung. Selber sollte er mit seinen Korrekturversuchen allerdings weit über das Ziel hinausschiessen.

Der fast 400-seitige informative Quellenteil ist vom Team des Archivio storico des italienischen Senats bearbeitet worden (dessen Mitarbeit auch bei den Anmerkungen zur Einleitung anzunehmen ist) und bringt umfangreiche Auszüge aus den bedeutendsten parlamentarischen Reden zur «questione adriatica», die 1919 zwischen der Friedenskonferenz und dem Fiume-Unternehmen sowie Ende 1920 zur Ratifizierung des Rapallo-Vertrags gehalten wurden. Neben Ausführungen der involvierten Ministerpräsidenten Vittorio Emanuele Orlando und Francesco Saverio Nitti sowie der Aussenminister Tommaso Tittoni, Vittorio Scialoja und Carlo Sforza stechen vor allem ausgewählte Opponenten heraus, so seitens der nationalistischen Rechten etwa Luigi Federzoni, für den das heterogene Jugoslawien aus dem verbündeten Serbien aber ebenso aus den einstigen kroatischen und slowenischen Feinden bestand (26.11.1920, S. 447ff. u. 460). Seitens der politischen Linken beeindrucken die Äusserungen des Historikers und demokratischen Interventisten Gaetano Salvemini und jene des Sozialisten Filippo Turati durch wohlthuende Besonnenheit. So kritisierte Turati am 28. September 1919 in der Kammer die auf die Geschichte und das Selbstbestimmungsrecht gestützte Forderung nach Fiume, während man selbiges den Deutschen im Tirol und den Slowenen in Istrien vorenthalte; und während der Londoner Vertrag für Fiume nicht herhalten könne, berufe man sich für Dalmatien auf ihn (S. 296). Salvemini wies seinerseits am 24. November 1920 darauf hin, dass Dalmatien zu beherrschen nur mit einem permanenten Repressionsapparat möglich wäre (S. 418).

Neben dem unbestreitbaren Wert der sehr fundiert präsentierten italienischen Perspektiven auf ein Gross-Thema der Friedenssuche nach dem Ersten Weltkrieg gäbe es freilich andere Sichtweisen, welche die im Buch besprochenen Stellungnahmen relativieren könnten, so etwa, dass die Zerstörung der Habsburgermonarchie nicht unbedingt als Ruhmesblatt der italienischen und europäischen Geschichte zu werten ist oder dass das Scheitern des von italienischer Seite zunehmend kritisierten Präsidenten Wilson einen schweren Schatten auf die Zwischenkriegszeit werfen sollte. Dass Überlegungen dieser Art nicht in den Band eingeflossen sind, dürfte nicht der Autorin, sondern der institutionellen Anbindung des Werks anzulasten sein.

*Carlo Moos, Zürich*

Franz-Werner Kersting, Clemens Zimmermann (Hg.), **Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert. Geschichts- und kulturwissenschaftliche Perspektiven**, Paderborn, München, Wien, Zürich: Ferdinand Schöningh, 2015, 330 Seiten.

Die Dichotomie Stadt–Land gehört zu den Grundpfeilern der Diskursarchitektur, welche die Sozialwissenschaften seit ihrer Entstehung in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufzubauen begannen. Mit Hilfe des Gegensatzpaares Stadt–Land verdichteten sie die Erfahrung der Urbanisierungsschübe, die sich seit 1850 in den Industrieregionen Europas abzuzeichnen begannen. Das Begriffspaar wurde zum unverzichtbaren Bezugsrahmen, auch der Sozialgeschichte, und behauptete seine Nützlichkeit als idealtypische Unterscheidung bis in die Gegenwart. Doch inzwischen ist die Gegenüberstellung von Stadt und Land zum epistemologischen Problemfall geworden, wie der von F. W. Kersting und C. Zimmermann herausgegebene Sammelband eindrücklich zeigt.

Alle dreizehn Beiträge des Bandes problematisieren in der einen oder anderen Weise die Dichotomie Stadt–Land. Sie sind aus einer 2012 durchgeführten Tagung hervorgegangen; die fünf Teile des Bandes entsprechen den Sektionen der Tagung (1. Forschungsgeschichte/-konzepte, 2. Politische Planungen und ihre Folgen, 3. Kulturelle Aufbrüche und soziale Bewegungen, 4. Visuelle Repräsentationen, 5. Internationale Perspektiven). Mit Ausnahme von drei Beispielen (Irland, Österreich, Schweiz) beziehen sich die Fallstudien auf Deutschland, womit der geographische Horizont eng gezogen ist.

Der Band, in dem unterschiedliche Positionen, Aspekte und Themen zur Geltung kommen, verschafft einen insgesamt anregenden und informativen Überblick über den Stand der Debatte. Drei Richtungen zeichnen sich ab: Die erste hält an der Dichotomie Stadt–Land fest, die zweite erweitert sie um ein drittes Konzept, und die dritte gibt sie auf.

In seinem prägnanten Rückblick unter dem Titel *Geschichte der Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert. Geschichts- und kulturwissenschaftliche Perspektiven* beharrt F. W. Kersting auf der Gegenüberstellung von Stadt und Land, mahnt aber an, die Analyse des Stadt-Land-Schwerpunktes der «Darmstadt-Studie», die in den 1950er Jahren vom Institut für Sozialforschung an der Universität Frankfurt durchgeführt wurde und der sein Interesse gilt, «noch zu vertiefen», und zwar wie diese mit «Blick auf die übergreifenden Prozesse» (S. 54). Auch M. Frese legt seiner Untersuchung über *Land und Stadt im Fokus des Tourismus in Westfalen 1945–2010* die Stadt-Land-Beziehung zugrunde, betont aber, diese hätte im Tourismusbereich «eine neue Form» gewonnen (S. 221). Als Fazit seines materialreichen Textes (*Zwischen ländlicher Tradition und städtischer Jugendkultur? Musikalische Praxis in Dörfern*) konstatiert G. Mahlerwein, dass nach wie vor «gravierende Unterschiede zwischen städtischem und ländlichem Musikleben» bestünden. Von «Entgrenzung der Lebenswelten» könne «für den hier untersuchten Zeitraum» kaum die Rede sein (S. 135). K. Stütz präsentiert erste Ergebnisse ihres Forschungsprojektes über *Stadt-Land-Visualisierungen im Amateurfilm. Deutschland und die Niederlande im Vergleich 1930–1980*. Daraus ergebe sich, dass Film- und Fotoamateure Stadt und Land als «Sujets gleichermassen im Blick hatten», wobei «Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede in den Visualisierungen» erkennbar seien (S. 195). Auch B. Gammerl (*Jenseits der Metronormalität? Westdeutsche Lesben und Schwule zwischen Land und Stadt*) betont aufgrund seiner empirischen Einblicke, dass «die Stadt-Land-Differenz mitnichten bedeutungslos, sondern immer wieder mit neuen Bedeutungen aufgeladen» worden sei (S. 174).